

Das soziale Selbstbild der Gesellschaftsschichten in Deutschland

Kleining, Gerhard; Moore, Harriett

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kleining, G., & Moore, H. (1960). Das soziale Selbstbild der Gesellschaftsschichten in Deutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 12(1), 86-119. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-8554>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

III. Teil: Aus dem Leben der Forschung

DAS SOZIALE SELBSTBILD DER GESELLSCHAFTSSCHICHTEN IN DEUTSCHLAND

Von Harriett Moore und Gerhard Kleinig

In einem vorangegangenen Aufsatz haben wir uns mit dem Bild oder dem „Image“ beschäftigt, das man sich allgemein vom Aufbau der sozialen Welt macht (10). Wir haben die in der Bevölkerung vertretenen Vorstellungen von der sozialen Wirklichkeit analysiert und dabei gefunden, daß man generell an eine von einer vertikalen Achse bestimmte Ordnung denkt, die von „sozial unten“ nach „sozial oben“ verläuft. Auf ihr reihen sich, so kann man sich dies vorstellen, relativ homogene soziale Gruppen in der Art einer Schichtung übereinander auf. Über die Art und die Struktur der sozialen Schichtung im allgemeinen gibt es keine wesentlich verschiedenen Auffassungen; wir haben es hier mit einer Normvorstellung zu tun. Deren Ursprünge haben wir mit dem ersten sozialen Erleben der frühen Kindheit in Zusammenhang gebracht.

Das einzelne Mitglied unserer Gesellschaft erlebt nun diesen Komplex nicht als etwas Abstraktes, das wenig Realitätsgehalt hat, sondern als konkrete Gegebenheit, und es bezieht sich selbst in diese Ordnung ein. Es sieht sich in ihr einen bestimmten Platz einnehmen und erlebt sie von dieser Stelle aus. Deshalb variieren die Auffassungen von der eigenen sozialen Rolle und der Rolle, die man den Angehörigen der verschiedenen sozialen Schichten im sozialen Ganzen zuschreibt, in Abhängigkeit von dem Gefühl der Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht. Ein Mensch, der sich zu den „einfachen Arbeitern“ rechnet, sieht sich selbst und sieht die Gesellschaft anders als jemand, der glaubt, daß er zum „guten Mittelstand“ gehört, und beide haben andere soziale Bilder als etwa ein Mensch, der sich zu den „gehobenen Kreisen“ zählt. Wir wollen hier diesen Fragen nachgehen und zeigen, wie man die jeweils eigene soziale Schicht sieht, welchen Typ von Personen man sich als charakteristisch für sie vorstellt, welche Vorzüge, Probleme und Sorgen man ihnen zuschreibt, kurz, wie man sie bewertet und einschätzt. Wir beschreiben dazu für jede soziale Schicht das soziale Selbstbild ihrer Angehörigen. Im einzelnen diskutieren wir, welchen Platz im sozialen Ganzen sie sich einnehmen sehen, wie sie ihre Position beschreiben, welche Kennzeichen ihr soziales Weltbild allgemein hat und wie sie sich selbst in dieser ihrer Welt definieren.

Wir analysieren also Vorstellungen, Bilder oder „Images“. Unter Image verstehen wir, wie schon an anderer Stelle erklärt (10, 8), einen psychischen Gehalt, nämlich die komplexe und dynamische Ganzheit rationaler und emotionaler, bewußter und unbewußter Vorstellungen von einer bestimmten Gegebenheit. Dabei geht es uns hier um die soziale Eigenbewertung, also um Selbst-Images. Es wird sich zeigen, daß diese sozialen Selbst-Images bei den Angehörigen der einzelnen sozialen Schichten ganz bestimmte und für sie typische Eigenarten besitzen. Ihre Erforschung ist für das Verständnis der sozialen Situation, in der sich die Angehörigen dieser Schichten sehen, sehr bedeutsam.

Indem wir also auf das Erlebnis der sozialen Wirklichkeit achten, das sich im jeweiligen sozialen Selbst-Image verfestigt, bewegen wir uns im Bereich der psychischen Realität. Wir haben gefühlshafte Wertungen in die Untersuchung einzubeziehen, stereotype Ideen, Normvorstellungen und symbolische Gehalte. Dabei zeigt sich, daß die sozialen Beurteilungsschemata, mit denen wir uns zu beschäftigen haben, in der Psyche so fest verankert sind, daß man sie weitgehend als „normal“ oder als „Selbstverständlichkeiten“ empfindet. Sie sind im wesentlichen für die klar geschnittenen und als allgemein verbindlich angesehenen Vorstellungen vom sozialen Aufbau im ganzen verantwortlich und ebenso für die stereotypen Formen der Beurteilung der jeweils eigenen und der übrigen sozialen Schichten. Diese „Selbstverständlichkeiten“ bestimmen sehr weitgehend das eigene soziale Verhalten und den sozialen Umgang mit anderen Menschen.

Die Verfahren der Untersuchung

Fragen solcher Art kann man am besten mit Hilfe empirischer Untersuchungen über das soziale Selbst-Image der Angehörigen der einzelnen sozialen Schichten beantworten. Dabei müssen wir eine Technik verwenden, die den Befragten eine möglichst genaue soziale Selbst-Klassifizierung erlaubt. Den oben dargelegten Überlegungen folgend, wurde sie auf psychischer Ebene vorgenommen. Wir bedienten uns des Prinzips der *sozialen Selbsteinstufung*, das heißt jeder Befragte hatte selbst zu bestimmen, welcher sozialen Schicht er sich zugehörig fühlt. Dabei lag es nahe, ein indirektes Verfahren heranzuziehen. Wir legten also den Befragten keine Namen von Schichten dieser oder jener Art vor mit der Frage, zu welcher sie sich rechneten, da Schichtennamen meist schon Wertungen enthalten, die es den Befragten erschweren, ihre Position genau zu definieren. Bekanntlich erhält man bei Vorlage der üblichen Schichten- oder Klassennamen eine starke Häufung der Wahlen „Mittelschicht“ und „Arbeiterschicht“ (10, 2), die das Bild verwischen und ein weiteres Eindringen in das Problem erschweren. Deshalb arbeiteten wir nicht — direkt — mit Schichtennamen, sondern — indirekt — mit sozialen Symbolen; mit Kennzeichen also, die an sich wertfrei

sind, aber allgemein zur Definition der sozialen Schicht benutzt werden. Dabei entschieden wir uns, *Berufsbezeichnungen* als Indikatoren für die Zugehörigkeit und die Zuordnung zu bestimmten sozialen Schichten zu verwenden.

Wir haben schon an anderer Stelle gezeigt (10), daß die Bevölkerung zur Charakterisierung der einzelnen sozialen Schichten am leichtesten und auch am häufigsten Symbole verwendet, die mit dem Beruf zusammenhängen. Die Berufsbezeichnung selbst scheint, sofern sie die berufliche Tätigkeit scharf definiert, das für eine soziale Klassifizierung am besten zu verwendende Einzelsymbol darzustellen. Hierin stimmt auch die Mehrzahl der Forscher überein, die sich mit der Konstruktion von Instrumenten zur Bestimmung sozialer Schichten beschäftigt haben (1, S. 100 f.; 5, S. 53 f.). Eine Berufsbezeichnung, wie etwa „Elektroschweißer“, „kaufmännischer Direktor“ oder „Bankbeamter“, vermittelt ja schon einen Eindruck von der Art der Tätigkeit, der Art und der Höhe der Bezahlung, der Art und dem Umfang der Verantwortung, dem Ausbildungsgang, dem Bildungsstand, den vermutlichen Interessen, dem Lebensstil, den Umgangsformen und so weiter. Dies alles sind Merkmale, die zur Beurteilung des vermutlichen sozialen Verhaltens verwandt werden, und hierdurch wird ja, wie wir in dem genannten Aufsatz ausgeführt haben, die soziale Schicht einer bestimmten Person festgelegt. Hiernach richtet sich ihre Einstufung im sozialen Ganzen durch andere und auch — in Auseinandersetzung damit — ihre Selbsteinstufung. Berufe werden klar in einer vertikalen Rangordnung gesehen. Sie werden, wie soziale Schichten, von „unten“ nach „oben“ geordnet, was die verschiedentlich durchgeführten Prestigestudien über Berufe gezeigt haben (1, S. 171 f.). Sie sind Symbole, die wegen der starken Stereotypisierung der allgemeinen Beurteilung eine sehr stabile und feine schichtenmäßige Differenzierung erlauben.

Wir haben deshalb Berufsbezeichnungen in einem Instrument verwandt, das wir SSE — *Soziale Selbst-Einstufung* — nennen werden. Das SSE besteht aus zwei Teilen mit je zwei Listen; jede enthält neun Gruppen zu je vier Berufen. Je ein Listensatz ist für ländliche und städtische Wohngebiete bestimmt. Dem Befragten wird zunächst die eine und dann die andere Liste vorgelegt, und er wählt diejenige Gruppe mit vier Berufen aus, die seinem eigenen Beruf „im Hinblick auf Tätigkeit, Ansehen, Bezahlung, Verantwortung und so weiter am meisten ähnlich ist“. Die Daten können dann statistisch behandelt werden.

Das SSE wurde in einem Zeitraum von zwei Jahren auf Grund einer Reihe von Testen entwickelt und anschließend validiert¹. Es wurde unter anderem zur Bestimmung des Umfanges der einzelnen sozialen Schichten in Deutschland bei verschiedenen großen Bevölkerungsumfragen verwandt. Da wir das Material noch nicht veröffentlicht haben, wollen wir zum besseren Verständnis des Verfahrens kurz auf wesentliche Schritte der Entwicklungsarbeiten eingehen.

Zunächst haben wir 70 Berufe von 150 Befragten nach ihrem Prestige von „unten nach oben“ ordnen lassen. Hieraus ergab sich eine Rangskala des sozialen Ansehens dieser Berufe. Die Berufe mit relativ großer Streuung in der Placierung wurden ausgeschieden; übrig blieben also die Berufe, die gute, das heißt allgemein in gleichem Sinne interpretierte Symbole für soziales Prestige darstellten. Um die soziale Placierung weiter einzuengen, wurden jeweils vier der so gefundenen Berufe zu einer Gruppe zusammengefaßt. In ihr definiert also jeder Beruf die anderen mit und wird durch sie definiert, so daß nunmehr nicht mehr der Einzelberuf, sondern der Gesamtkomplex von vier Berufen in Erscheinung tritt. Bei der Zusammenfassung der Berufe zu Gruppen wurden die Stufungen eingehalten, die sich in der Rangordnung der Einzelberufe schon abgezeichnet hatten. So werden etwa Hilfsarbeiter als Gruppe von gelernten Industriearbeitern abgesetzt, diese werden wieder von den Industriemeistern unterschieden, und so weiter. Wir finden also nicht ein gleichmäßig verlaufendes Kontinuum, sondern einen hierarchischen Aufbau, was ja auch aus den Studien über die verschiedensten sozialen Organisationen bekannt ist (3, 12, 16). Wir haben sowohl darauf geachtet, daß die gesamte Ausdehnung der durch Berufssymbole erfaßbaren vertikalen Achse der erlebten sozialen Wirklichkeit in die Messung einbezogen wurde, als auch darauf, daß sich jeweils gleiche Abstände zwischen den einzelnen Gruppen ergaben. Dies wurde durch eine Reihe von Testen sichergestellt.

Das SSE, das ja soziale Selbsteinstufung mißt, wurde validiert durch Vergleich mit der sozialen Fremdeinstufung der Befragten durch zwei unabhängig voneinander arbeitenden Personen. Sie legten auf Grund einer Reihe statistischer Daten und offener Antworten zu bestimmten Fragen die soziale Schicht der Befragten fest. Bei 392 Einstufungen erreichten die Übereinstimmungen zwischen SSE und Fremdeinstufung durch die Bearbeiter 79% beziehungsweise 74%, die Korrelationen zwischen den Verteilungen $r = 0,89$ beziehungsweise $0,88$. Die Verlässlichkeit des Instrumentes, gemessen durch den Vergleich der Ergebnisse der beiden Parallellisten, war 77% Übereinstimmung bei einer Korrelation der Verteilungen von $r = 0,86$. Das SSE kann also mit vertretbarer Genauigkeit die soziale Schichtung messen. Zwischen sozialer Selbsteinstufung und Fremdeinstufung besteht eine so hohe Korrelation, daß in vielen Fällen eine Fremdeinstufung durch das einfacher zu administrierende und auszuwertende Verfahren des SSE ersetzt werden kann. Dies ist besonders für die empirische Sozialforschung, die mit großen Befragtengruppen arbeitet, bedeutsam.

Die hier vorgelegten Analysen der Selbstbilder der sozialen Schichten gründen auf qualitativen Protokollen, die bei verschiedenen Bevölkerungsumfragen in den Jahren 1958 und 1959 im Bundesgebiet über Schichtenprobleme erstellt wurden, einschließlich einer Gemeindestudie in einem Ort mit 600 Einwohnern.

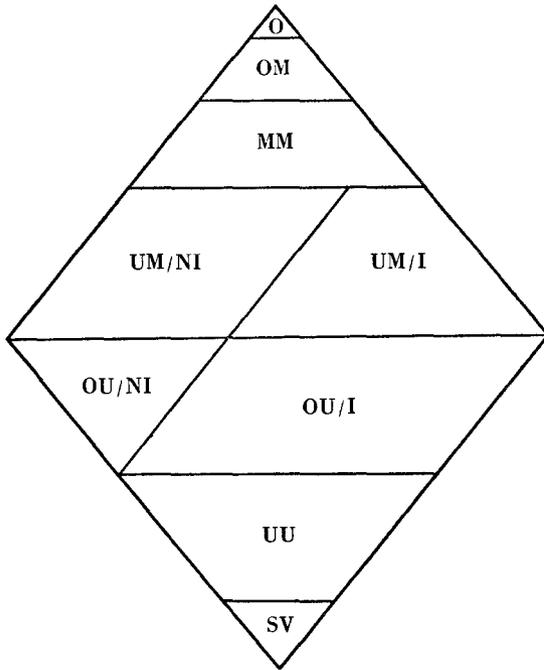
Die Zitate stammen aus einer zusätzlichen Erhebung mit 100 Befragten, deren Auswahl außer durch die üblichen soziographischen Merkmale auch nach ihrer Selbsteinstufung aus dem SSE getroffen wurde. Dabei wurde in freier Form, vor allem unter Verwendung von indirekten Fragen, der Problemkreis ausführlich diskutiert. Bei der Analyse der Protokolle haben wir uns des Verfahrens der *Bedeutungs-Analyse* bedient, über das schon an anderer Stelle berichtet worden ist (6).

Übersicht über den Schichtenaufbau in Deutschland

Durch die Verwendung des SSE bei repräsentativ angelegten Bevölkerungsumfragen mit großen Befragtengruppen haben wir die schichtenmäßige Verteilung der deutschen Bevölkerung festgestellt². Es zeigt sich, daß sich relativ wenige Personen den oberen sozialen Schichten zurechnen, daß die Masse der Bevölkerung Mittelplacierungen einnimmt und daß die Anzahl der Personen nach unten wiederum geringer wird. Den Schichtenaufbau kann man deshalb schematisch in Form einer aufrecht stehenden Doppelpyramide darstellen, deren Spitzen nach oben und unten zeigen. In ihr unterscheiden wir sieben relativ klar voneinander geschiedene, horizontal übereinander liegende soziale Schichten. Bei der Benennung dieser Schichten haben wir uns an die Terminologie angeschlossen, die *Lloyd Warner* und Mitarbeiter in ihren Arbeiten über den Schichtenaufbau in den Vereinigten Staaten verwandt haben; auf *Warner* geht auch die Konzeption der sozialen Schicht, mit der wir bei unserer Untersuchung gearbeitet haben, zurück (12—17).

Wir fanden im Aufbau der sozialen Schichtung in Deutschland generell eine bemerkenswerte Übereinstimmung mit den Ergebnissen *Warners* aus den Vereinigten Staaten, was sicher damit zu tun hat, daß es sich in beiden Fällen um typische industrielle Gesellschaften handelt. Jedoch zeigten sich auch verschiedene Besonderheiten des Gesellschaftsaufbaues in Deutschland, sowohl hinsichtlich der Anzahl als auch des Umfanges der sozialen Schichten. Insgesamt scheint der Schichtenaufbau in Deutschland differenzierter zu sein als in den Vereinigten Staaten. Zwischen der oberen Mittelschicht und der unteren Mittelschicht fanden wir eine Gruppe, die wir „mittlere Mittelschicht“ nennen wollen. Außerdem ergänzten wir das System nach unten durch die Schicht der „sozial Verachteten“, die sich ebenfalls von den übrigen Gruppen klar abhebt. Es erschien uns sodann notwendig, bei den beiden mittleren sozialen Schichten eine Unterteilung vorzunehmen; sie setzen sich zusammen aus jeweils einem „industriellen“ und einem „nichtindustriellen“ Teil.

Damit ergibt sich — schematisch dargestellt — der folgende Gesellschaftsaufbau:



Benennung	Anteil an der Gesamtbevölkerung
Oberschicht (O)	1 %
Obere Mittelschicht (OM)	5 %
Mittlere Mittelschicht (MM)	15 %
Untere Mittelschicht (UM)	30 %
Nicht-industriell (NI)	17 %
Industriell (I)	13 %
Obere Unterschicht (OU)	28 %
Nicht-industriell (NI)	10 %
Industriell (I)	18 %
Untere Unterschicht (UU)	17 %
Sozial Verachtete (SV)	4 %

Außer diesen sozialen Schichten, deren Gesamtheit das soziale Schichtensystem bildet, gibt es noch *Randgruppen* oder „marginal men“ (11), das sind Personen, die zwar „da“ sind, aber außerhalb der Gesellschaftsordnung leben. Sie sind hier nicht aufgeführt, dürften aber nur einen kleinen Bruchteil der Gesamtbevölkerung ausmachen.

Faßt man die beiden größten Schichten, die untere Mittelschicht und die obere Unterschicht, zusammen, so ergibt sich ein Anteil von 58 % an der Gesamtbevölkerung. Dies ist die „breite Masse“, der „Durchschnitt“; über ihm liegen 21 %, und auch unter ihm 21 % der Bevölkerung.

In der schematischen Darstellung sind durch die Teilung der unteren Mittelschicht und der oberen Unterschicht in eine industrielle und eine nichtindustrielle Gruppe zwei Pyramiden angedeutet, die aus O, OM, MM, UM/NI und OU/NI einerseits und UM/I, OU/I, UU und SV andererseits bestehen. Hierdurch wird auf Unterorganisationen im Schichtenaufbau Bezug genommen. Die erste Gruppe besteht im wesentlichen aus „white-collar-“, die zweite im wesentlichen aus „blue-collar“-Berufen. Wichtiger ist das relativ größere Zusammengehörigkeitsgefühl der Gruppen jeder Pyramide in sich als zwischen den Pyramiden. Bei der unteren Mittelschicht und der oberen Unterschicht sind andererseits allerdings auch deutliche Beziehungen zwischen den beiden Untergruppen festzustellen, weshalb

sie zu einer Schicht zusammengehören. Mit diesen beiden Unterpyramiden wird also nur auf die deutlichste Teilstruktur im Schichtensystem hingewiesen. Tatsächlich könnte eine Reihe von Pyramiden dieser Art in das System eingezeichnet werden, etwa die „Handwerker“, die „Selbständigen“, die „Bauarbeiter“, die „landwirtschaftlichen Berufe“ und so weiter, die jeweils Organisationen bilden, die durch mehrere Schichten hindurchlaufen. Es wäre also genauer, wenn man sich ein solches schematisches Bild dreidimensional vorstellen würde, in dem sich — bei durchgehender vertikaler Gliederung der Schichten — kleinere Pyramiden absetzen. Das Ganze ist in der Struktur nicht unähnlich einem Kristall, der aus einem durchgängig gleichen Prinzip der strukturellen Organisation im kleinen und im großen aufgebaut ist, oder besser gesagt einer dynamischen Spannung von Kräften, die sich nach einem bestimmten Prinzip strukturieren.

Alle Grenzen sind relativ deutlich markiert, aber gleichfalls nicht als starr, sondern als dynamisch zu verstehen. So können Personen etwa „innerhalb“ oder „außerhalb“ der Gesellschaftsordnung stehen; trotzdem gibt es Grade der Nähe oder der Entfernung zu ihr. Die Positionen werden von sozialen Kräften bestimmt, etwa von der Neigung einer Person, einen Platz in der Gesellschaft einzunehmen, und deren Tendenz, sie zurückzuweisen, oder von der Neigung einer Person, sich aus ihr zu entfernen, und der Gegenkraft der Gesellschaft, sie zurückzuhalten. Durch eine solch dynamische Auseinandersetzung von Kräften müssen wir uns auch den Platz bestimmt denken, den eine Person innerhalb der Gesellschaftsordnung und innerhalb einer Schicht einnimmt.

Das soziale Selbstbild der Gesellschaftsschichten

Wir beginnen bei den höchsten sozialen Schichten, um — nach „unten“ fortschreitend — für jede Schicht das Selbstbild oder das soziale Selbst-Image ihrer Angehörigen zu beschreiben.

Dabei beleuchten wir besonders den Berufsaspekt. Dies ist mehr als Beispiel gedacht, denn wir finden ganz ähnliche Differenzierungen auch auf vielen anderen Gebieten, zum Beispiel im Sektor der Familie (etwa der Kindererziehung), des Konsums, der Meinungen über Tagesfragen und allgemeine Lebensfragen, der Kleidung, der Sprache und so weiter. Auf solche Unterscheidungen trifft man ferner bei Untersuchungen über die psychischen Eigenarten der Angehörigen der einzelnen Schichten, von denen sogar bestimmte Geisteskrankheiten beeinflusst werden (4). „Soziale Schicht“ ist ein komplexes Ganzes, ein Merkmal, das eine große Vielzahl von Einzelaspekten zusammenfaßt, oder umgekehrt ausgedrückt: ein Merkmal, das diese hervorruft, fördert und beeinflusst.

So verlangt das Studium der sozialen Selbstbilder eigentlich ein Eingehen auf das Selbst-Image von verschiedenen Aspekten des sozialen Verhaltens. Zeigt man das Selbstbild vor allem am Beispiel des Beruflichen, was wir im folgenden tun werden, so kommt man bei der Masse der Bevölkerung dem komplexen sozialen Selbstbild zwar ziemlich nahe, bei den höchsten und tiefsten Schichten sowie bei den Randgruppen müssen aber Einschränkungen in Kauf genommen werden, da sich diese Menschen sozial nicht in erster Linie durch ihre berufliche Tätigkeit definieren.

Wir beziehen uns hier nur auf die männliche Bevölkerung, da in unserer Gesellschaftsordnung die soziale Placierung der kleinsten sozialen Einheit, der Familie nämlich, vor allem durch ihre männlichen Angehörigen bestimmt wird. Im allgemeinen entspricht der soziale Schichtenaufbau bei den Frauen aber ebenfalls dem im folgenden gegebenen Bild.

Zu Beginn einer jeden Beschreibung nennen wir einige charakteristische Berufe, wobei wir die deutlichsten Symbole auswählen, ohne den Versuch zur Vollständigkeit. Die mit Anführungszeichen versehenen Aussagen sind Zitate aus den Protokollen.

Oberschicht (1 0/0)

über der Berufshierarchie stehend. Inhaber großer Unternehmen, Großgrundbesitzer, Adel, Prestige-Berufe in Politik, Wirtschaft, Finanzwesen, Rechtswesen und so weiter⁴.

Diese Menschen zählen sich zu den „höheren Kreisen“. Sie sehen sich an der Spitze der Gesellschaftsordnung, fühlen ein Maximum an Macht und Einfluß in ihren Händen und empfinden die Schwere der Verantwortung „für alle“, die auf ihnen lastet.

Die Befragten dieser Gruppe fühlen sich als sozial ganz oben stehend, es gibt keine soziale Gruppe über ihnen. Man hat den Eindruck, daß sie einen beträchtlichen Abstand zwischen sich und der Masse der übrigen Bevölkerung empfinden. „Sie unterscheiden sich in ihrem Lebensstil von anderen Menschen“, „unterscheiden sich von der Durchschnittsmenge durch ausgesprochene Persönlichkeit“. Es ist so, als ob sie irgendwie über der sozialen Ordnung schwebten in ihrer eigenen Welt.

Sie bilden eine kleine Gruppe, und sie sind sich dessen bewußt; es gibt nur wenige Familien, die sie als sozial gleichwertig betrachten. So fühlen sie, daß sie zu den ganz wenigen Auserwählten und Privilegierten gehören, die so stark abgesetzt sind von der Masse der Menschen, daß sie sich als kleine Gruppe der mehr oder weniger geschlossenen Gesamtheit der übrigen Menschen gegenübersehen. Aber: „Sie haben nicht nur viel beneidete Positiva, sondern müssen auch über ein gründliches Wissen verfügen und von hoher Verantwortung beseelt sein“. Jedenfalls sind sie sich bewußt, daß sie für die Öffentlichkeit interessant

sind: Auf ihr Leben und ihr Verhalten richtet sich der Scheinwerfer der allgemeinen Aufmerksamkeit; von manchen wird ihnen Verehrung, von anderen Verachtung, von den meisten kritische Neugier entgegengebracht: „Sie stehen exponiert und sind von vielen angefeindet.“ So fühlen sie sich nicht eigentlich von der sozialen Ordnung getragen, sondern gegen sie gesetzt; sie sind exponierte, öffentliche Figuren. Dies muß sich auf ihr soziales Verhalten den anderen Gruppen gegenüber auswirken: Sie haben zu repräsentieren, sie haben darauf zu achten, was sie sagen und wie sie sich benehmen. Es gibt „Spielregeln“ gesellschaftlicher Art, die zu beachten sind; man hat „ausgeprägt gute Umgangsformen“, die getragen werden von „charakterlicher Korrektheit“ und „blendender Vergangenheit“.

Von der Betrachtung ihres Verhältnisses zu anderen Menschen wollen wir nun zu ihrem Weltbild im allgemeinen übergehen. Der Bereich, der von ihren Ideen und Phantasien erfaßt wird, in dem ihre gefühlsmäßigen Bindungen liegen, den ihr Intellekt durchdringt, in dem sich ihre Aktivität auswirkt, ist sehr weit ausgedehnt und vielgestaltig. Hinter den Einzelfragen sehen sie die bewegenden Kräfte, „sie sind auf das Grundsätzliche gerichtet“. Die Formung der großen Ideen der Welt beschäftigt sie: Weltpolitik, Wirtschaft, Handel, Finanzwesen, Kultur, Kunst, Religion, Moral. Ihr „Lebensraum“ (9, S. 11—29) ist groß, ihr Horizont ist weit, sie sind international orientiert und denken in großen Zeiträumen. Auch diesen Kräften gegenüber haben sie, wie sie glauben, eine Stellung zu beziehen, sie fühlen sich für den Gang der Dinge verantwortlich, sie nehmen teil an den Entwicklungen, die fühlen sich als Exponenten und Repräsentanten der großen Vorgänge.

In dieser ausgedehnten, weite Räume, Zeiten und große Menschengruppen umfassenden Welt behaupten sie sich durch die Kraft ihrer Individualität und die Stärke der eigenen Persönlichkeit. Sie sind die eigentlichen Herren, die „führenden Persönlichkeiten“; „sie spielen in der Staatsverwaltung oder Wirtschaft eine führende Rolle“; „das sind die führenden Menschen“; „sie haben wegen ihrer Führungsfähigkeiten leitende, entscheidende Positionen“; „sie unterscheiden sich von anderen durch größere Gaben und Eigenschaften und in der Größe der Persönlichkeit“. So setzen sie den Mächten ihrer Umwelt die Macht der eigenen Persönlichkeit entgegen. Hieraus folgt ihr Führungsanspruch: Wer anders sollte die Gesellschaft, die Welt, die Geschichte beeinflussen und formen als starke, unabhängige Persönlichkeiten? Sie sehen sich als Menschen, denen diese Aufgabe zugefallen ist, die auf Grund ihrer Persönlichkeit richtungweisende und die Entwicklungen formende Repräsentanten des Menschlichen sind, denen es gegeben ist, Macht in den Händen zu halten und zur Wirkung zu bringen. Sie haben die großen grundsätzlichen Entscheidungen zu fällen. „Sie sind nicht nur wichtig, sondern unerläßlich.“

Hierzu sind sie berufen, vorbereitet und legitimiert. Sie sehen sich als starke Persönlichkeiten, sie haben das Wissen, die Bildung, den Weitblick, die Einsicht, die persönliche Integrität, den Mut und die Ehrlichkeit, sich als Persönlichkeiten gegen eine Welt durchzusetzen. Im besonderen sind sie bereit, die Verantwortung zu tragen, die sich aus ihrer Stellung in der Gesellschaft ergibt, und sie haben das vage Gefühl, mehr oder weniger „für alles“ verantwortlich zu sein. Sie sehen sich als Individualisten mit der Spontaneität und der Freiheit der Unabhängigen, die sich nur sich selbst verantwortlich fühlen und das Wohl des Ganzen aus dieser Sicht beurteilen. „Normen gibt es da nicht, das ist abhängig von der Wesensart des einzelnen.“ So zählen sie sich auch nicht zu den Fachleuten auf diesem oder jenem Gebiet; ihre Auseinandersetzung mit der Welt ist keine Frage angelernter Geschicklichkeit oder fachlichen Könnens, sondern eine Frage des Menschlichen. Sie identifizieren sich deshalb auch nicht völlig mit einem Beruf; Beruf ist ein Instrument, dessen man sich bedienen kann. Das Entscheidende ist die Einstellung der Welt gegenüber, die bessere Einsicht, die „innere Haltung“.

Zu kämpfen haben sie mit der „Kurzsichtigkeit“ anderer Menschen, mit ihrer „Unsachlichkeit“, mit der „Überbelastung durch Bagatellsachen und der mangelnden Zeit für grundlegende Fragen“.

Ihr Streben zielt so auf Erhaltung und Bewahrung des Erreichten, auf die Stabilisierung ihrer Welt gegen die Kräfte, die sie zu verändern trachten, auf die Kontinuität des Individuell-Menschlichen, die Freiheit und die Selbstverantwortung der Persönlichkeit und die Erhaltung eines überlegenen Lebensstiles. Im Grunde sind sie konservativ.

Obere Mittelschicht (5 0/0)

Berufe: Führungspositionen in der Industrie, leitende Angestellte großer und mittlerer Unternehmen, die „Manager“, also etwa technische und kaufmännische Direktoren, Abteilungsleiter, höhere Beamte, Schuldirektoren, Personalchefs, Leiter von Laboratorien oder Berufe in vergleichbaren Stellungen sowie freie Berufe mit Universitätsausbildung wie selbständige Rechtsanwälte, Universitätsprofessoren, Fachärzte, Richter.

Die Menschen dieser Gruppe sehen sich in leitenden Positionen in besonderen Firmen, Fabriken, Organisationen und so weiter, in denen sie wichtige Entscheidungen zu fällen und dafür zu sorgen haben, daß die Dinge in Schwung bleiben. Sie empfinden ein beträchtliches Maß an Verantwortung in ihrem Bereich. Sie fühlen sich, im Gegensatz zur Oberschicht, der sozialen Ordnung der Bevölkerung unmittelbar zugehörig. In der Berufshierarchie nehmen sie die Spitzenpositionen ein. Sie sind Vorgesetzte und Chefs mit direktem Kontakt zu ihren Untergebenen, die sie in bestimmte Stufen einordnen, je nach den Funktionen, die sie erfüllen, und der Verantwortung, die sie zu tragen haben. Das soziale

Niveau, das sie einnehmen, ist erreichbar von Schichten aus, die darunter liegen; man muß sich seiner Stellung durch Können, Wissen und Lebensart beständig würdig erweisen. „Sie müssen mehr Verantwortungsgefühl und mehr Wissen haben als all die anderen, die in ihren Ressorts arbeiten.“

Die Welt, in der sie leben, ist ausgedehnt, sowohl in räumlicher als auch in zeitlicher Hinsicht. Im Gegensatz zur Oberschicht aber, bei der die Gesamtheit aller nur denkbaren grundsätzlichen Vorgänge auf den verschiedensten Lebensgebieten zusammenfließen, ist sie bei den Angehörigen der oberen Mittelschicht mehr in einzelne Lebens- und Fachgebiete gegliedert. Sie stehen in einem funktionellen, man möchte sagen „organischen“ Zusammenhang miteinander. Es gibt berufliche Tätigkeit, Politik, Wirtschaft, Kultur, Gesellschaft usw., dann aber auch Familie, Erholung und Privatleben als abgeschlossene und selbständig definierte Bereiche. Man kann vom einen zum anderen übergehen, und man sollte es auch tun, jeder Bereich hat eine eigene, relativ klar begrenzte Funktion.

Die Identifikation mit dem Beruf ist sehr stark, es besteht sogar die Gefahr, daß man zu sehr in ihm aufgeht, daß man von ihm als nur einem der Lebensgebiete zu einseitig beansprucht wird. Man sollte, so meinen sie, auch die anderen Bereiche nicht zu kurz kommen lassen, besonders, da das „große Maß an Verantwortung eine ungeheure seelische Belastung“ verursacht und die „Managerkrankheit“ fördert.

So ist Geld für die Angehörigen der oberen Mittelschicht auch wichtig. Beruf ist nicht nur Ausdruck der persönlichen Tätigkeit, sondern auch Mittel zum Gelderwerb, was bedeutsam ist, weil hierdurch die Aktivität auf anderen Gebieten ermöglicht wird.

Ihre Welt besteht vor allem aus Personen. „Ihre Hauptaufgabe ist die Menschenführung“; „sie brauchen eine sichere Menschenführung“. Sie sehen Menschen funktionell, als für diese oder jene Aufgaben geeignet; man kann sie hierfür oder dafür einsetzen; man trifft mit ihnen in der einen oder der anderen Situation zusammen. Menschen werden als aktiv und tätig erlebt, sie sind in Bewegung und spielen bestimmte Rollen.

In dieser Welt sehen sie sich selbst als aktive, praktische, strebsame, tätige und konstruktiv arbeitende Menschen, die energisch und dynamisch sind und Neues und Schwieriges anpacken. „Sie müssen etwas Dynamisches an sich haben, mit konstruktiven Gedanken arbeiten“. Sie sehen die Welt als etwas, das aufgebaut und verbessert werden kann, das zu einem dynamischen Organismus werden muß. Menschen spielen dabei eine große Rolle. Man muß Menschen verstehen, auf ihre Situation und ihr individuelles Anliegen eingehen, um sie ihrem Wesen, ihrem Können und ihrem Vermögen nach richtig zu beurteilen und an die richtige Stelle zu setzen. Menschen sind im täglichen Umgang wichtig: „Der Wir-Bereich ist groß, der Ich-Bereich klein“.

Auch im Sozialen sind sie nach außen gerichtet; sie „reden gern mit anderen Menschen“, „sind am Meinungs­austausch interessiert“, sie „nehmen am gesellschaftlichen und kulturellen Leben regen Anteil“, fühlen sich in sozialen Situationen wohl und sicher und haben „ein gewandtes Auftreten auf Grund ihrer Bildung und Lebenserfahrung“.

Angehörige der oberen Mittelschicht glauben von sich selbst, daß sie über besondere, spezifizierte Geschicklichkeiten verfügen, die sie zum wirkungsvollen Einsatz bringen: sie sind Experten auf dem einen oder anderen Gebiet. Auf ihrem Fachgebiet wissen sie gründlich Bescheid, können aber vor allem mit Menschen der unterschiedlichsten Art umgehen. Sie nehmen die „Tatbestände des Lebens“ schnell wahr, weil sie „intellektuell geprägte Menschen“ sind, aber dabei mit beiden Beinen fest auf der Erde stehen und gewohnt sind, sich mit praktischen Problemen auseinanderzusetzen. Sie sind gewohnt zu entscheiden: „Von ihren Entscheidungen hängt das Schicksal von Tausenden ab“.

Ihre Berufsrolle ist gut definiert; man weiß, wie man sein muß, um ein guter Arzt, Rechtsanwalt, ein guter Direktor, Abteilungsleiter oder leitender Beamter zu sein. Sie stellen sich selbst Aufgaben und erledigen sie. Wirkung und Erfolg entscheiden.

So ist ihr Ausblick auf die Welt gekennzeichnet von (wenigstens äußerlichem) Optimismus, von Vertrauen in die eigene Leistung, von dem Wissen, daß man die Welt verbessern, umgestalten und aufbauen kann, indem man die Rolle und die Funktionen von Menschen und Dingen in ihr versteht und sie den Gegebenheiten gemäß zur besten Wirkung bringt.

Mittlere Mittelschicht (15 %)

Berufe: Mittlere Angestellte wie Bürovorsteher, mittlere Verwaltungsbeamte, Polizeiinspektoren, Elektroingenieure in größeren Firmen mit Fachschulausbildung, Kanzleivorsteher, Fachschullehrer, Versicherungsinspektoren, außerdem Inhaber mittelgroßer Geschäfte und freie Berufe wie Apotheker, Dentisten.

Kennzeichnend für diese Menschen ist das Gefühl ihrer sozialen Mittelplacierung, die Hauptaufgabe der Verwaltung und Erhaltung der ihnen anvertrauten Güter, die Präzision und Ordnung ihrer auf das Spezielle gerichteten Tätigkeit, die Ritualisierung des Verhaltens in der Repräsentation von Institutionen und die allgemeine „bürgerliche“ Einstellung.

Sie sehen sich als „etwa in der Mitte der Berufe“ stehend, setzen sich aber noch über den „Durchschnitt der Bevölkerung“. *Gewisse* Kenntnisse und Fähigkeiten placieren sie in diese Kategorie: „Sie besitzen ein gewisses Maß an Intelligenz, das sie über den Durchschnitt stellt“, „gewisse Grundkenntnisse“, „haben ein gewisses Bildungsniveau, zum Teil mit Grenzen“. Sie haben, wenn

sie in Institutionen beschäftigt sind, mit Vorgesetzten zu tun und mit Untergebenen; sie stehen also in einer Hierarchie, und es ist wichtig für sie, daß sie von ihren Vorgesetzten gut beurteilt werden. Aber sie haben doch eine selbständige Funktion insofern, als sie „Dienstobliegenheiten“ zu versehen haben, die von den Vorgesetzten nicht willkürlich beeinflußt werden können, sondern mehr oder weniger präzise und allgemeinverbindlich definiert sind. So fühlen sie sich als die ausführenden Organe meist gesetzlicher oder innerbetrieblicher Vorschriften, als Repräsentanten anonymer Institutionen, die ihre eigene Bedeutung und ihre Rolle in der Öffentlichkeit bestimmen und von denen sie ihr Ansehen beziehen. Ein Polizei-Inspektor etwa „verkörpert den Staat, er muß sich dessen stets bewußt sein. Der Staat wird nach solchen Leuten beurteilt, deshalb ist ihre persönliche Haltung wichtig“.

So ist ihre Rolle nicht an Persönlichkeiten oder auch nur an die eigene Person gebunden, sondern an eine Institution, an Regeln, Anordnungen, Gesetze, standardisierte Vorgänge, an Ideen, die für die Ordnung des Ganzen wichtig sind und unpersönlichen Charakter oder besser gesagt über-persönlichen und auch über-zeitlichen und über-räumlichen Charakter haben. Ihr Weltbild wird bestimmt von diesem Konflikt zwischen dem Persönlichen einerseits, mit all der Ungeordnetheit, Bewegtheit, Originalität und auch der Gefährlichkeit des Lebendigen, und andererseits der gegebenen und gültigen, aber starren Ordnung von Ideen, formalistischen Abstraktionen und ritualisierten Handlungen. Sie sehen die Umwelt angefüllt mit Unordnung, Ungenauigkeit und Unverständnis gegenüber der „Vollkommenheit“ von Institutionen; sie sehen den Menschen gegen das Amt.

So sind sie eigentlich in der Verteidigung; sie wollen erhalten und wahren, Schäden am Bestehenden verhüten; sie wollen die bestehende Ordnung in ihrer Existenz sichern, die ihnen anvertrauten Güter nach bestimmten, gegebenen und überkommenen Regeln verwalten. So helfen Beamte etwa „die öffentliche Zucht und Ordnung aufrechtzuerhalten“; sie suchen „mehr Verständnis der Außenwelt mit den vorgeschriebenen Handlungen“; es stört sie, wenn ihnen „Leute hineinreden wollen, die ihre Amtstätigkeit nicht kennen, die sich beschweren ohne Grund“. So sind sie nicht, wie etwa die obere Mittelschicht, nach außen gerichtet, um die Welt zu verändern und aufzubauen, sondern gewissermaßen nach innen, sie erhalten Institutionen als Ganzes, indem sie in ihrem Bereich dafür sorgen, daß deren Existenz nicht angetastet wird. Wenn sie überhaupt von „aufbauen“ sprechen, dann beziehen sie sich auf Kleinstes: „Wir bauen den Staat in der kleinsten Zelle auf — Gemeinde oder Amt“.

Dies führt zu einer Betonung der Details. Sie sind Spezialisten mit ausgeprägten Fachkenntnissen, die wissen, in welche Kategorie der eine oder der andere Vorgang gehört; sie nehmen komplexe, in ihrer Ganzheit und Dynamik gefähr-

liche, bedrohliche und für die Existenz der Institutionen schädliche Erscheinungen auseinander in säuberlich zu ordnende Einzelteile. Dies muß so sein, wenn sie auch manchmal, wie sie von sich glauben, deshalb als „etwas pedantisch“ angesehen werden.

Ihr Selbstbild wird vor allem bestimmt von „außerordentlicher Gewissenhaftigkeit“, „präziser Genauigkeit“, von Pünktlichkeit, Treue gegenüber der Organisation, Strebsamkeit, Ordnung, Absoluter Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit in fachlicher und persönlicher Hinsicht“, von Ordnung auch im Zeitlichen, also von der Regelmäßigkeit in der Abwicklung aller Tätigkeiten. Wichtig ist die regelmäßige Arbeitszeit, gleiche Arbeitslast, regelmäßige Freizeit, regelmäßiges Essen und Trinken. Insgesamt gesehen kennzeichnet sie also im menschlichen äußerste Korrektheit, Ordnung und Sauberkeit. Daß dies alles „moralische“ Werte sind, ist klar; sie sind nur durch rigorose, fast zur Abstraktion nötigende Kontrolle der eigenen Person zu erreichen, aus der erst der Anspruch auf die Kontrolle der Umwelt folgt.

Auch ihre Tätigkeitsbereiche werden auf diese Weise zellenmäßig aufgegliedert. Die Arbeit, mit der sie sich durch die gegebenen Repräsentationspflichten weitgehend identifizieren, steht fast unvermittelt neben dem „Privatleben“, neben der Familie, den Hobbys, den Interessen für Sport, Wanderungen und dem geselligen Zusammensein mit Kollegen.

Insgesamt führt die Beschäftigung mit dem sozialen Selbstbild der Angehörigen der mittleren Mittelschicht also zu einer Studie des Gegensatzes von spontaner Menschlichkeit und starrer institutionalisierter Ordnung, der Auseinandersetzung von Chaos und System, von Freiheit und Moral, von Ganzheit und der Summe von Details, von Veränderung und der Erhaltung des Bestehenden. Sie verteidigen das System gegen Menschen.

Untere Mittelschicht / nicht industriell (17 0/0)

Berufe: In dieser Schicht finden wir einen „nicht-industriellen“ und einen „industriellen“ Teil, die wir nacheinander besprechen. Die „Nicht-industriellen“ schließen die Masse der Angestellten und der unteren Beamten ein, also etwa Sparkassenangestellte, Korrespondenten, Buchhalter, Vertreter, Postangestellte, einfache Bankbeamte. Weiterhin gehören dazu die Handwerksmeister mit kleineren eigenen Handwerksbetrieben wie Malermeister, Frisörmeister und schließlich kleinere Selbständige, etwa Lebensmittelhändler.

Die Menschen rechnen sich zum einfachen, aber guten Mittelstand. Sie sehen sich nach unten mit der Masse der aufstrebenden Arbeiter konfrontiert und empfinden die Schwäche ihrer sozialen Position. Ihre Welt ist allgemein von starken Bedrohungen bestimmt. Ein starkes Bedürfnis nach Sicherheit und Erhaltung des Besitzes kennzeichnet sie. Sie selbst charakterisieren sich als gute

Durchschnittsbürger, die selbstlos, fleißig, offen und ehrlich sind und die Gesetze der bürgerlichen Moral anerkennen.

Die soziale Placierung dieser Gruppe, so wie sie sich selbst sehen, ist die des „gehobenen Durchschnitts“. Sie rechnen sich zum soliden, treuen Bürgertum, das zwar nicht in besonders aufwendigen, aber geordneten Verhältnissen lebt. Aber sie fühlen sich sozialem Druck ausgesetzt von den sozial Höhergestellten sowohl als auch von den sozial Tieferstehenden. So empfinden sie ihre soziale Lage als schwach und angreifbar. Auf der einen Seite sehen sie über sich das wirklich gesicherte Bürgertum; hier stehen die Leute, die über mehr Besitz, mehr Einkommen und mehr Prestige verfügen als sie, die oft ihre Vorgesetzten sind, aber meist Unverständnis für ihre Belange zeigen, die Anordnungen geben, die oft nicht sinnvoll sind, und die sich allgemein ihrem Streben nach oben hart entgegensetzen. Von den sozial tieferstehenden Schichten, den Arbeitern, empfinden sie gleichfalls starken Druck. Sie sehen sich immer in der Gefahr, nach unten abzusinken. So stehen sie sozial in der Verteidigung und fühlen sich sozial benachteiligt, besonders den Arbeitern gegenüber oder jenen, die nicht „kleine Selbständige“ sind: „Sie werden meist schlechter bezahlt als Arbeiter, müssen aber intelligenter sein“. In dieser Klemme zwischen den aufstrebenden Arbeitern und den abweisenden, an dem Wohlergehen dieser Leute uninteressierten gehobenen Schichten, sehen sie sich fast auf verlorenem Posten. Sie haben „viel zu verlieren und wenig zu gewinnen“. Sie leben wie auf einem Vulkan, der jederzeit ausbrechen kann. Die Gegenwart ist eigentlich unbefriedigend, die Zukunft düster; ihr Interesse gilt der Erhaltung des Vergangenen.

Diese Unsicherheiten empfinden sie auch in ihrer Umwelt. Es mangelt ihnen, wie sie empfinden, an sozialem Prestige; sie brauchen vor allem „soziale Anerkennung und Lob“, zumal sie wichtige Aufgaben haben, ihre Pflicht aber meist nur gegen den Widerstand anderer Menschen, ihrer Vorgesetzten, ihrer Mitarbeiter, ihrer Kunden, erfüllen können. Auch werden sie für ihre Leistungen nicht entsprechend honoriert. Man stellt nur immer Ansprüche an sie; sie müssen „immer gut gekleidet sein“, „auch über Allgemeinwissen verfügen“, anständige Umgangsformen haben, ihre Arbeit pünktlich erledigen und oft selbständige Verantwortung tragen, ohne daß dies entsprechend gewürdigt würde. So fühlen sie sich von ihrer Umwelt ausgenutzt; sie müssen „so viele unbezahlte Überstunden machen“; die Gehälter sind im Vergleich zu den Lebenskosten nicht entsprechend gestiegen; „schleichende Entwertung“ setzt ein; und letzten Endes wären sie nur wichtig als „Steuerzahler und als Wähler“. Sie leben in einer Welt, die von ihnen profitiert, die sich ihnen gegenüber feindlich verhält, die sie bedroht und ihnen Anerkennung, Sicherheit und Besitz versagt.

Diese Welt ist nicht eigentlich von Menschen belebt — mit einzelnen Personen kommen sie recht gut aus. Vielmehr empfinden sie die anonymen Kräfte, die

hinter den Menschenmassen stehen, als gefährlich und bedrohend. Von Menschen sprechen sie ziemlich abstrakt: „Die Vorgesetzten“, „die Kunden“, „die Arbeiter“. Es gibt mächtige Prinzipien, die gegen sie sind und die sie mit den Mitteln, die ihnen zur Verfügung stehen, nicht fassen können. Vor ihnen kann man sich als einzelner nur zurückziehen, um zu versuchen, sich zu schützen. So sehen sie die Prinzipien der Zeit gegen sich gerichtet, die Entwicklungen der Gesellschaft, der Besitzverteilungen, der sozialen Wertschätzungen.

Wie sehen sich nun die Angehörigen dieser Gruppe in dieser so stark von abstrakten, feindlich gegen sie gerichteten Prinzipien bestimmten Welt? Sie fühlen sich ihr mehr oder weniger hilflos ausgeliefert, sie, die so „offen“ sind, die anständige, ehrliche, moralische, strebsame Menschen sein wollen, die bereit sind, ihre Pflicht zu erfüllen und ihre Sache gut zu machen. Sie sind kritisch der Realität gegenüber, und sie sind unzufrieden mit ihr.

Eine Reihe von Mechanismen sehen sie als geeignet an, sich noch einigermaßen zu behaupten. Da ist ihr starkes Sicherheitsstreben, das sich sowohl im Sachlichen als auch im Gesundheitlichen zeigt. Sie wollen Erhaltung und Wahrung der Werte, des Besitzes; sie verlangen die wirtschaftliche Sicherung durch Pensionen, die Sicherung des Einkommens. Sie sparen, um für „Katastrophenfälle“ gesichert zu sein. Auch die Gesundheit ist ein Gut, das erhalten werden muß, das vielen Bedrohungen ausgesetzt ist, durch die unnatürliche Lebensweise, die nervliche Überbeanspruchung, die Hast der Zeit, die Schwere der Anforderungen, durch „Überstunden aus Pflichtgefühl“. Sie suchen weiterhin Sicherung in der Geborgenheit der Familie und der kleinen Gruppe der Freunde. So sind sie eigentlich einsame Menschen, die sich allen diesen unfaßbaren und unverständlichen Bedrohungen persönlich ausgeliefert fühlen, ohne einen echten Rückhalt, eine Stütze durch Menschen zu haben. Sie tendieren dazu, sich selbst durch strikte Moral zu stärken, durch Sauberkeit, Pflichtbewußtsein, durch Ordnung, wenigstens in ihrem eigenen Bereich. Damit geht die Betonung des Gefühlsmäßigen und der Phantasie einher, die ebenso eine Flucht aus der Realität bezeichnet. Sie haben den Glauben an das Bessere noch nicht verloren, und sie sehen sich in dieser Welt mehr oder weniger als Idealisten.

Bei den Angehörigen der unteren Mittelschicht ergibt sich ein Bild, das einige Gemeinsamkeiten mit dem Selbstbild der mittleren Mittelschicht aufweist. Beide Gruppen sehen sich in der Verteidigung; sie sind passiv, restaurativ, und bemühen sich um Erhaltung bürgerlicher Werte und Lebensformen. Der entscheidende Unterschied zwischen beiden liegt aber darin, daß es den Angehörigen der mittleren Mittelschicht gelingt, sich mit Prinzipien, Organisationen und abstrakten Werten zu identifizieren, die ihnen einen starren, aber einigermaßen stabilen Stand gegen die Umwelt der als feindlich und störend gesehene Menschen erlaubt. Die Angehörigen der unteren Mittelschicht sehen umgekehrt

diese Prinzipien selbst als feindlich. Bei der mittleren Mittelschicht stehen andere Menschen gegen das von ihnen verkörperte System, bei der unteren Mittelschicht stellen sich Systeme, Massen, Organisationen und Trends gegen den Menschen.

Untere Mittelschicht / industriell (13 %)

Berufe: Die zweite Gruppe der unteren Mittelschicht umfaßt die obersten Gruppen der „Arbeiter“, das sind die „Industriemeister“, also Werkmeister, Maschinenmeister, Montageführer, Werkstattleiter und Facharbeiter mit besonderer Ausbildung oder Überwachungsfunktionen.

Diese Leute zählen sich zu den „normalen Menschen“, aber zu den Gehobenen. In ihrer sozialen Selbsteinstufung, dem Erlebnis der sozialen Umwelt, ihrem Weltbild im allgemeinen und der Beurteilung ihrer eigenen Rolle in ihm zeigen sie fast identische Züge mit der Gruppe der selbständigen Handwerksmeister, den einfachen Angestellten und den unteren Beamten, also der unteren Mittelschicht/nicht industriell, die wir schon besprochen haben. Auch hier finden wir also Ordnung und Gewissenhaftigkeit, Betonung der Moral, Verantwortungsgefühl, Besitzorientierung und Sicherheitsstreben in der Auseinandersetzung mit einer von Systemen und Prinzipien beherrschten Welt. Auch diese Menschen haben die Kennzeichen der unteren Mittelschicht.

Von der vorher besprochenen Gruppe unterscheiden sie sich aber durch einige Merkmale, die ihre Selbsteinschätzung beeinflussen. Sie alle stehen im Zusammenhang damit, daß sich diese Menschen an der Spitze der Hierarchie der Industriearbeiter sehen und daß sie sich mit dem Betrieb und der Technik im allgemeinen identifizieren. So finden wir Züge von Direktheit, Selbstvertrauen und offenem Optimismus, die bei der Parallelgruppe nicht anzutreffen sind. Dies rechtfertigt es, sie als eine eigene wichtige Untergruppe der unteren Mittelschicht gesondert zu behandeln. Wir stehen jetzt wieder an der Spitze einer sozialen Pyramide, nämlich der der Industriearbeiter, an der Spitze der technischen, nicht-menschlichen Welt, und zwar auf der Stufe der unteren Mittelschicht.

Diese Menschen erleben sich als über dem Durchschnitt stehend; sie heben sich über die Masse hinaus, besonders durch ihre Eigenart „Fachleute“ zu sein: „Sie unterscheiden sich von den anderen durch ihr Wissen und Können“, „sehen in erster Linie auf das Fachliche, während andere aufs Geld sehen“, „haben abgeschlossene Ausbildung mit Prüfung in ihrem Fach“. Sie haben Vorgesetzte und Untergebene, und von beiden sind sie deutlich geschieden: „stehen zwischen Chef und Arbeiter“, „sind Bindeglied zwischen Konstrukteur und Ausführung“. Diese Zwischenposition wird wie ein Stehen zwischen zwei mächtigen Gruppen

gesehen, und sie scheint nicht sehr stabil und gesichert zu sein. Die Leute über ihnen leben in einer anderen Welt, sprechen eine andere Sprache, sind oft unzugänglich, und „es ist schwer, sie von der Richtigkeit zu überzeugen, wenn sie falsche Anordnungen geben“. Sie unterscheiden sich von ihnen auch dadurch, daß sie selbst Arbeiter sind. Sie „tragen Berufskleidung, haben auch blaue oder graue Kittel“, und „Arbeiter werden von denen meist als Menschen zweiter oder dritter Klasse angesehen“. Ebenso haben sie aber auch vor denen, die unter ihnen stehen, vor der Masse der einfachen Arbeiter und vor ihren Untergebenen auf der Hut zu sein: „Besonders die nachdringenden Jüngeren, gegen die man sich ständig behaupten muß“. So sehen sie sich zwischen den Gruppen stehend, placiert zwischen Menschen, deren Aktivität sie eigentlich als gegen sich gerichtet empfinden, gegen die sie sich zur Wehr setzen müssen, um sich zu behaupten.

Auch in ihrem Weltbild treffen wir auf das Erleben von äußerem Druck und von Bedrohung. Es ist nicht sehr ausgedehnt, sehr handgreiflich gegenwärtig, in der Arbeitswelt zentriert auf „Maschinen und Menschen“. Diese Welt stellt Anforderungen und ist nicht ungefährlich. Damit ist nicht so sehr die Arbeit selbst gemeint, deren Gefahren sie erwähnen, aber männlich mit einem Achselzucken in Kauf nehmen: „Eigentlich schädlich ist nur die Hitze beim Schweißen, aber so gefährlich ist das auch nicht!“, „die schlechte Werkstattluft ist schädlich, ist durch die Verarbeitung des Werkstoffes nicht anders möglich“. Viel wichtiger erscheinen ihnen die verborgenen Gefahren, „der Zwang zu Terminen und die damit verbundene Überarbeitung und Nervenbelastung“, „müssen zu viel arbeiten, scharfes Tempo, sind daher vor der Zeit verbraucht“, „das ewige Hetzen und Jagen, sie haben eine anstrengende, aufreibende Tätigkeit“.

Ihre Probleme sind die der Unsauberkeit und der Unordnung, die Jüngeren haben keine Disziplin; die Arbeiter sind nicht richtig geschult; es wird nicht sauber gearbeitet; es gibt Personalschwierigkeiten; Termine werden überschritten; die Maschinen sind veraltet; Ausschuß fällt an. „Wir müssen immer erkennen, wann ein Schaden ist, wo die Ursache liegt.“ Gewissermaßen „hinter“ dieser sichtbaren Welt gibt es also Prinzipien, die stören, in der Natur der Dinge liegende menschliche und sachliche Schwächen, besonders aber die „Zeit“, gegen die sie ihr Programm durchbringen müssen. So sind sie geplagt über alle Maßen, und sie haben sehr stark das Gefühl, ausgenutzt und aufgerieben zu werden, ohne den wirklichen Gegenwert dazu zu erhalten: „Der technische Beruf findet zuwenig Anerkennung im öffentlichen Leben und wird zuwenig gewürdigt, dementsprechend ist er auch unterbezahlt.“

Gegen alle diese Anforderungen haben sie sich zu verteidigen. Sie wissen, daß sie mehr oder weniger allein stehen; eine Unterstützung von andern ist kaum zu erwarten; sie fühlen sich exponiert, auf sich selbst gestellt, allein mit all der Ver-

antwortung, die sie zu tragen haben. Ihre Reaktion ist, Sicherheit zu schaffen durch Sauberkeit und Ordnung, wenigstens in ihrem Bereich. Sie sehen sich selbst als gewissenhafte, präzise, pünktliche Menschen, die sachlich sind und sich, wie erwähnt, am fachlichen orientieren. Sie halten sich für „sehr nüchterne und realistische Menschen“ und achten auch im Charakter auf Sauberkeit, Ehrlichkeit, Pflichtbewußtsein, Kameradschaftlichkeit, Verlässlichkeit und Verantwortungsfreude. Charakter ist vor allem wichtig: „Wenn einer charakterlich ein Schwein ist, wird er sofort geschlachtet.“ Diese moralischen Werte erhalten bei ihnen, die so sehr auf Handgreifliches ausgerichtet sind, einen männlichen Akzent. Man soll „mehr sein als scheinen“, „man wird den Umgang einstellen, wenn einer mit seinen Leistungen prahlt“.

Soweit finden wir, von der männlichen Färbung ihres Selbstbildes abgesehen, keine Unterschiede zur Situation der Angehörigen der nicht-industriellen Parallelgruppe. Bei der Betrachtung ihrer Auseinandersetzung mit den Systemen, die die Welt beherrschen und gegen die sie sich als einzelne durchzusetzen haben, stoßen wir aber auf einen neuen Akzent. Es gelingt ihnen, sich wenigstens mit einem Teil dieser Systeme zu identifizieren, nämlich mit der „Technik“ als abstraktem Wert und der Arbeitsorganisation als solcher. Hierdurch kommen selbstbewußte, stolze und positive Züge in das Bild. Da finden wir so etwas wie einen fast prophetenhaften technischen Idealismus, das Gefühl, irgendwie trotz all der Schwierigkeiten des täglichen Lebens Teil einer auserwählten Gruppe zu sein, der die Zukunft gehört. Deutschland ist ein Industriestaat, und sie sind industrielle Fachleute: „Deutschland wird als Industriestaat durch diese Gruppe Menschen wegen ihrer fachlichen Arbeit ganz allgemein verkörpert“; „durch die steigende Industrialisierung und Automatisierung sind diese Berufe unentbehrlich geworden“, „helfen zur Devisenbeschaffung durch Qualitätsarbeit“; „sie sind maßgeblich am technischen Fortschritt beteiligt und damit am gesamten Lebensstandard und Wohlstand“; „sie bilden meistens das Rückgrat des Betriebes“, oder gar „sie sind Eckpfeiler eines jeglichen Unternehmens“. Sie müssen die Jugend heranbilden, im Fachlichen und Menschlichen Führer und Vorbild sein; und bei ihnen finden wir keine Bemerkung über den mangelnden Nachwuchs und das Absterben bestimmter Berufsgruppen wie auf der nicht-industriellen Seite dieser sozialen Schicht. Selbst in ihrer Freizeit sind sie noch an technischen Neuerungen interessiert; sie denken über Verbesserungen an Maschinen nach, über Technik oder basteln — wenn sie nicht ihre so notwendige Entspannung in der Familie, im kleinen Kreis der Freunde, bei der Gartenarbeit, in der Natur oder beim Sport suchen.

Diese Identifizierung mit der Idee des Technischen gibt ihnen einige Sicherheit; ihre Arbeit wird in einem größeren Rahmen und jenseits der Tagesprobleme sinnvoll und wichtig; sie wird aufstrebend, modern und jung. Die Entwicklungen

der Zeit, so finden sie, sind für sie. Man sieht, was aus dem Weltbild der unteren Mittelschicht werden kann, wenn eine positive Identifizierung mit einem System, hier mit der Technik, ermöglicht wird.

Obere Unterschicht / nicht-industriell (10 0/0)

Berufe: Auch die obere Unterschicht unterteilen wir in eine „nicht-industrielle“ und eine „industrielle“ Guppe. Zu der „nicht-industriellen“ zählen die untersten Angestellten wie Angestellte bei der Post und der Bahn, dann Büroboten, Kellner, Krankenpfleger. Dazu kommen die Gruppen der Handwerksgesellen, die in selbständigen Handwerksbetrieben arbeiten wie Bäcker- und Schneidergesellen, Schreiner- und Tischlergesellen und die ganz kleinen Selbständigen, die Inhaber von kleinsten Geschäften.

Diese Leute bilden so etwas wie die Basis der Gesellschaft. Sie stehen zweifellos unten und zählen sich zu den ganz normalen Menschen, zum Durchschnitt. Trotz vieler äußerer Schwierigkeiten sind sie stolz auf ihren Beruf und ihre Tätigkeit; ohne ihre Arbeit können die anderen nicht leben. Sie leisten konstruktive körperliche Arbeit, die unmittelbar zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse wichtig ist, Arbeit, die handwerkliche Ausbildung, körperliche Einsätze und manuelle Geschicklichkeit verlangt. Ihr Weltbild ist begrenzt, in ihm sehen sie sich als Menschen, die nach männlicher Meisterung von Objekten und Situationen streben und nach Selbstbehauptung in einer gefährlichen und nicht sehr befriedigenden Umwelt.

Sie zählen sich zum einfacheren Durchschnitt: „haben einen Beruf, wie jeder andere auch“. Sie sind „einfache, bescheidene Leute mit kleinem Einkommen“, „sicher keine großen Verdienner“, „ziemlich anspruchslos“; „sie müssen hart arbeiten und sparen, wenn sie weiterkommen wollen“. Bei ihrer sozialen Selbsteinstufung in der Gesamtordnung der Gesellschaft ist es auffällig, daß sie sich kaum direkt auf Gruppen beziehen, die über oder unter ihnen stehen. Natürlich gibt es Vorgesetzte, die Weisungen erteilen und denen sie zu folgen haben. Aber sie müssen doch auch „im Notfall ihren Meister vertreten“ und sehen sich nicht als abhängig von ihnen. Sie betonen ihre eigene Leistung; ihre eigene Arbeit ist für alle anderen entscheidend wichtig. Sie definieren sich sozial über ihre Arbeit, nicht durch Vergleich mit anderen sozialen Gruppen. So ist ihr Bild der sozialen Wirklichkeit ziemlich begrenzt; es gibt, deutlich gegenwärtig, ihre eigene soziale Gruppe und vage darüber die Menge der Privilegierten, denen es besser geht, die mehr Ansprüche an das Leben stellen können, die leichtere Arbeit und höheren Verdienst haben, und auf ihrer Stufe, die Leute, die sich plagen müssen wie sie.

In dieser Begrenzung finden wir eine Parallele, wenn wir uns mit dem Weltbild dieser Menschen im allgemeinen beschäftigen. Es wird von Härte, Unordnung und körperlicher Bedrohung bestimmt. Sie haben schwere körperliche Arbeit

zu leisten, „müssen ihre ganzen Kräfte bei der Arbeit einsetzen“, müssen viel stehen und laufen oder anstrengende Handarbeit im Sitzen verbringen. Oft ist die Arbeit nicht sauber, und in der Regel wird sie auch als körperlich gefährlich angesehen. Da sprechen Bäcker über die Hitze und den Staub, Klempner über die Schwere der Tätigkeit, die sie zu gebeugten Menschen macht, Postboten über das beständige Laufen, Setzer über das Stehen und die Gefährlichkeit der Blei-lettern, Schreiner über den Holzstaub. In dieser Welt der feindlichen Objekte werden sie von anderen Menschen nicht in ihrer Arbeit unterstützt. Im Gegenteil: „Man muß mit Menschen zusammenarbeiten, die ihren Beruf nicht recht verstehen, die nicht auf Zack sind.“ Sie fühlen sich auch durch Menschen gestört: das Schlechteste wäre, wenn man von nervösen Menschen umgeben sei, wenn man bei der Arbeit keine Ruhe habe, wenn geschlampt werde, wenn die anderen launisch seien.

So ist ihre Welt eine Welt von Objekten, die gefährlich sind und ihnen feindlich gegenüberstehen, und von Menschen, die sie bei ihrem Bemühen, sich durchzusetzen, nicht unterstützen. Objekte werden sehr präzise beschrieben, die Menschen dagegen haben nur das Kennzeichen, daß sie stören, Unordnung verursachen, die Arbeit unterbrechen. Auch hier finden wir also verschiedene Grade der Beachtung; die Aufmerksamkeit konzentriert sich auf Dinge, mit denen sie unmittelbar zu tun haben, auf realistische, objektive Details; Menschen stehen mehr im Hintergrund. Dies ist — der Struktur nach — eine Wiederholung des Bildes ihrer sozialen Situation: Ihr eigener Bereich ist eng begrenzt und statisch; er wird scharf gesehen außerhalb dieser unmittelbaren Lebenswelt; und klar begrenzt von ihr wird die feindliche Außenwelt erlebt, die in diesen Bereich einzudringen versucht. So müssen sie ihren eigenen Bereich sichern. Vor den Menschen ziehen sie sich auf die kleine Gruppe der Freunde, der Arbeitskollegen und der Familienmitglieder zurück, denen sie vertrauen können. „Man muß sich auf sie verlassen können“; „sie müssen kameradschaftlich sein“; vor dem sozialen Kontakt mit Menschen, die man nicht kennt, sollte man sich hüten. Man muß verschwiegen sein, sachlich und objektiv.

Ihre eigentliche Aufgabe sehen sie nun darin, die als gefährlich erlebten Objekte ihrer unmittelbaren Umwelt zu meistern und zu bewältigen. Sie sehen sich als Menschen, die Ordnung in Dinge bringen, die roh, gefährlich und ungeordnet sind. Dafür brauchen sie körperliche Geschicklichkeit, Geduld und Ausdauer, aber auch Willensstärke und Mut. Die stärkste Befriedigung gewinnen sie, „wenn etwas gelingt“, „wenn die Arbeit sauber und exakt gemacht wird“; „sie müssen dafür sorgen, daß nichts schief geht“, und sie haben „Freude an sauber gelungener Arbeit“. Sie tun etwas, sie müssen Dinge angehen und zu ordentlichen und nützlichen, für die Gesellschaft wertvollen Objekten umgestalten. So sehen sie sich als Menschen, die „helfen, etwas zu schaffen und zu gestalten“. Dabei

helfen sie auf Grund ihres Könnens und ihrer Geschicklichkeit anderen Menschen in ganz wesentlichen Dingen. Ein Schuhmacher etwa sagt über seine Arbeit, daß er dafür Sorge, „daß die Staatsbürger ordentlich an den Füßen aussehen; sie schützen die Bürger vor Erkältungen an den Füßen; indem sie verschlammte Schuhe wieder in Ordnung bringen“. Diese Umformung der Dinge, die Kontrolle der Energie, die Meisterung der Welt, sind sehr männliche Tugenden. Das Wertsystem dieser Menschen konzentriert sich auf die männliche Meisterung dieser so realistisch gesehenen, begrenzten, aber handgreiflich nahen und gefährlichen Umwelt (7). Sie spielt eine ähnliche Rolle wie die bürgerliche Moral im Weltbild der unteren Mittelschicht.

Diese Männlichkeit ist situationsbedingt. Arbeit ist gut gemacht, wenn sie nicht nur ordentlich, sondern auch rasch bewältigt werden kann. Ist sie geschafft, dann beginnt der Feierabend und die Freizeit. Hier, frei von Bedrohungen, eröffnet sich ihnen die ebenfalls scharf begrenzte und realistische Welt der Natur, der Tiere, des Gartens und die Welt aktiver und passiver Teilnahme an sportlichen Aktionen.

Die Beschäftigung mit dem Weltbild der oberen Unterschicht führt zu einer Studie über einfache, direkte Aggression und defensive Abwehr von Aggression, mit dem Streben, sich gegen eine feindliche, realistische, körperlich nahe Welt durch Einsatz körperlicher Kraft durchzusetzen und sie so unter Kontrolle zu halten.

Obere Unterschicht / industriell (18%)

Berufe: Auf der industriellen Seite der oberen Unterschicht finden wir die Masse der Industriearbeiter, also etwa Elektroschweißer, Eisengießer, Dreher, Maschinenschlosser, Stanzer.

Dies ist die Parallelgruppe zur vorher beschriebenen. Sie umfaßt die Personen gleicher sozialer Schicht, sie arbeiten aber in der Industrie. Wir stoßen beim Vergleich des sozialen Selbstbildes der beiden Gruppen der oberen Unterschicht auf ähnliche Abweichungen wie bei der Gegenüberstellung der beiden Teile der unteren Mittelschicht.

In ihrer Grundstruktur sind die beiden Selbstbilder gleich. Hier wie dort rechnet man sich zu der Gruppe der einfachen Menschen, die durch ihre Handarbeit für die Gesellschaft grundlegende und lebenswichtige Werte schaffen. Die scharfe Begrenzung des sozialen Bildes auf den engen Bereich der eigenen Schicht und die enge Definition ihres Weltbildes sind in beiden Fällen gleich. Übereinstimmend ist auch die Auffassung der Welt als einer gefährlichen, ungeordneten und feindlichen Wirklichkeit, in der es gilt, sich auf männliche Weise selbst zu behaupten, durch Realismus, Handgreiflichkeit und Konzentration auf das Sachliche.

Wie wir aber schon bei der industriellen Gruppe der unteren Mittelschicht beobachtet haben, erhält solch ein schichtenmäßig gebundenes Selbstbild besondere Akzente bei Personen, die im Verband industrieller Werke stehen. Wie auch schon bei der Industrie-Gruppe der unteren Mittelschicht stoßen wir hier auf starke Identifizierung mit der Industrie. Diese Menschen sehen sich als „Industriearbeiter“ oder „Fabrikarbeiter“; dabei schwingen Stolz und Selbstbewußtsein mit und die Gewißheit, einer für einen Industriestaat zunehmend wichtigen Gruppe anzugehören. Die soziale Distanz, die sie auch zu den Angehörigen der Parallelgruppe sehen, erlaubt es, sie gesondert zu behandeln.

Diese Menschen charakterisieren sich als „einfache Arbeiter“, als „Industriearbeiter“, „Arbeitsleute“, als „normale Durchschnittsmenschen“, die „genauso arbeiten müssen wie alle anderen auch“. Sie gehören nach „unten“, haben wenig „höhere Interessen“, und einer erklärt sogar warum: „Menschen, die tagsüber körperlich arbeiten müssen, sind abends müde und nicht mehr in der Lage, sich geistig und kulturell zu bilden.“

Sozial sehen sie ihre eigene Gruppe scharf abgegrenzt von den übrigen Schichten, die darüber oder darunter liegen. Selten sprechen sie freilich direkt von ihnen; man hat den Eindruck, sie wollten so tun, als ob es nur sie selbst gebe. In vager Form beziehen sie sich freilich schon auf Vorgesetzte, etwa in der Art: „Wir bekommen unsere Arbeitszeit vorgeschrieben von Leuten, die praktisch diese Arbeit noch nie ausgeführt haben. Wir müssen damit fertig werden“, und wir finden auch gelegentlich Bemerkungen über die „Hilfsarbeiter, die nichts gelernt haben“. Sie sehen eigentlich keine funktionellen Beziehungen zu diesen sozialen Gruppen, ihr Bild der sozialen Wirklichkeit ist statisch und scharf auf ihre eigene Gruppe begrenzt.

Auch ihr Weltbild zeigt dieses Merkmal. Scharf gesehen wird ihre unmittelbare Umgebung, der Arbeitsplatz, die Maschinen, das Werkzeug, das Werkstück mit einer das Detail betonenden Genauigkeit. Objekte bestimmen das Bild, Menschen gehören zum Randbereich. Auch diese Personen sehen andere Menschen als Störfaktoren: „Ich arbeite am liebsten, wenn ich meine Ruhe habe, wenn man nicht durch andere gestört wird“; „am schlechtesten ist, wenn Kollegen nur einen Teil gemacht haben und das auch noch schlecht, und man soll dann den Schiet weitermachen“. Andere Menschen stören, aber die Dinge, mit denen sie unmittelbar zu tun haben, sind direkt gefährlich: „Maschinen und Metalle haben immer Gefahr in sich, Bruch, Explosion“; Staub, Ruß und Gase werden als schädlich angeführt; „sie müssen sich vorsehen, daß sie nicht in die Maschine kommen oder Späne in die Augen kriegen, vor allem auf ihre Füße achten“. Dazu kommen die schlechte Luft, der Schmutz, der Lärm, der Zeitdruck, die Akkordarbeit, die körperliche Anspannung, die Überstunden, um genug zu verdienen, die Nachtschicht, kurzum „man fühlt sich wie im Gefängnis“.

Alle ihre Aufmerksamkeit ist in dieser so sehr von äußerem Druck und körperlicher Gefahr bestimmten Umgebung auf die Meisterung der Situation gerichtet. Sie sind Fabrikarbeiter, die wissen, wie man mit solchen gefährlichen Dingen umgeht, wie man gute Arbeit macht; sie sind Praktiker, die manuelle Geschicklichkeit haben und „Arbeit leisten, die nicht jeder kann“. Dazu bedarf es Erfahrung, Sorgfalt, Ruhe und einer stets wachen Bereitschaft, mit den auftauchenden Problemen fertig zu werden. Vor allem bedarf es der Genauigkeit. „Gutes Augenmaß, sichere Hand; man muß die Maschinen und ihre Arbeit genau kennen. Das Wichtigste ist auf Bruchteile von Millimetern genaue Arbeit.“ Die Arbeit greift an, und so wie sie körperliche Spuren hinterläßt — „harte Gesichter, verarbeitete Hände“ — so formt sie auch den Charakter: „Wie das Material hart ist, an dem sie arbeiten, ist auch ihr Charakter.“ Sie geben ein betont männliches Selbstbild, gekennzeichnet durch Meisterung einer realistisch und detailhaft gesehenen, eng begrenzten und direkt gefährlichen Welt von Objekten.

Wer seine Arbeit gut bewältigt, hat Freizeit verdient; hier stehen Familie, Freundeskreis, Garten, Natur, Wanderungen, Tiere, Sport, Kino oder auch Auto und Moped im Vordergrund. Dies alles entspricht den Auffassungen der nicht in der Industrie arbeitenden Parallelgruppe der oberen Unterschicht. Deutlich anders gefärbt wird ihr Selbstbild aber durch ihr Gefühl, daß sie in der Industrie an entscheidend wichtiger Stelle arbeiten. Sie schaffen die Basis, „geben durch ihre Arbeit erst anderen Berufen ihre Existenzmöglichkeiten“. Auch sie identifizieren sich mit einem industriellen Prinzip, aber nicht wie die über ihnen stehende Gruppe der unteren Mittelschicht mit der „Technik“, sondern mit der realistischeren des Maschinellen. „Ich fühle mich bei den Maschinen am wohlsten“; „der Beruf ist wichtig, weil heute alles modernisiert ist und alle Arbeiten maschinell gemacht werden. Ein Beruf, der immer bestehen bleibt, weil man Maschinen immer braucht“. Sie glauben, trotz aller Gefahren und Schwierigkeiten ihrer Arbeit, stolz und selbstbewußt an die Zukunft; sie wissen, daß sie unentbehrlich sind, und sie sehen „reelle Bezahlung“, Vollbeschäftigung, regelmäßige Arbeitszeit, Sicherheit im Betrieb als völlig selbstverständliche Honorierungen ihrer Leistung.

Untere Unterschicht (17%)

Berufe: Berufe mit harter körperlicher Arbeit im Freien wie Bauarbeiter, Straßenarbeiter, Eisenbahnbauarbeiter, Hafendarbeiter, Matrosen, Holzfäller, einfache landwirtschaftliche Arbeiter, Steinbrucharbeiter.

Diese Menschen sehen sich als einfache Arbeiter, die ihren Lebensunterhalt durch schwere körperliche Arbeit zu verdienen haben. Sozial bilden sie die

unterste Basis der Gesellschaft, die sie durch ihrer Hände Arbeit mit dem biologisch Notwendigsten — wie Nahrung und Wohnung — versorgen. Sie leben in einer Welt, die von unkontrollierbaren Naturkräften bestimmt wird, in der kleinen Gruppe mehr oder weniger auf sich selbst angewiesener Arbeitskameraden. Die tägliche harte Auseinandersetzung mit den Gefahren der Natur bestimmt auch ihr Selbstbild, das gekennzeichnet wird von rauher, verschlossener und robuster Männlichkeit.

Sie bezeichnen sich als „Schwerstarbeiter, die keinen anderen Wunsch haben als gutes Wetter; rauhe, genügsame Menschen“, als „einfache Arbeiter, sie wollen es auch sein“, „arme Teufel, die für wenig Geld schwer schufteten müssen“, als „einfache Menschen, die einfach leben“.

Im Sozialen sehen sie sich als die Grundlage der Gesellschaft. Sie empfinden die Last des sozialen Druckes von oben; praktisch alle anderen Menschen stehen sozial über ihnen und nur wenige tiefer als sie. Sie wären „Freiwild ohne die Gewerkschaften“, haben geringe soziale Sicherheit, erhalten zu geringe Entlohnung und sind nicht so privilegiert wie all die anderen, die nicht so schwere Arbeit leisten müssen, feste Arbeitsplätze, geregelte Arbeitszeit und Dauerbeschäftigung haben, besser bezahlt werden, nicht im Freien schaffen müssen und ein höheres Ansehen haben als sie. Aber die Gesellschaft als Ganzes ist ihnen nur in vager Form gegenwärtig. Sie sind viel zu beschäftigt mit sich und ihren Problemen, um sich um sie zu kümmern. Das ist eben so, man kann daran nichts ändern. Sie beziehen sich in den Interviews auch kaum auf Menschen anderen sozialen Niveaus, nicht einmal auf die Angehörigen ihrer eigenen sozialen Schicht. Lebhaft vorhanden ist aber die kleine Gruppe der „Kameraden“, mit denen sie unmittelbar zusammenarbeiten, von deren Leistung und Verhalten sie abhängig sind, mit denen zusammen sie schaffen und Pause machen, essen und trinken. Eine enge Verbindung besteht zu ihnen, nicht eigentlich hervorgerufen durch „Freundschaft“, sondern viel eher durch den Umstand, daß der einzelne viel zu schwach ist, die schwere Arbeit allein zu bewältigen; sie müssen zusammen anpacken, um etwas zu schaffen, „sind auf gute Kameradschaft angewiesen“; „man muß sich aufeinander verlassen können“, und „jeder muß ein echter Kerl sein, Kamerad bis zur Lebensgefahr“. So sind sie einzelne, die sich situationsbedingt zur kleinen Gruppe Gleichberechtigter zusammenschließen, einer Arbeitseinheit, die genau so lange zusammenhält, wie es die Lage erfordert.

Ihre soziale Welt ist also eingengt auf einen kleinen Kreis der augenblicklichen Kameraden. Auch ihr Weltbild im allgemeinen zeigt diese scharfe Begrenzung. Sie sehen sich als Angehörige einer kleinen Gruppe konfrontiert mit den unkontrollierbaren, heftigen und gefährlichen Kräften der Natur. Diese Menschen arbeiten im Freien, und sie sehen sich den Naturgewalten fast schutzlos preisgegeben. Von ihnen wird ihre Arbeit beeinflusst: „Wir sind von der

Jahreszeit abhängig“, „Wind und Wetter ausgesetzt“, „können schnell entlassen werden im Winter“, „Schwierigkeit ist das Wetter, im Sommer zu heiß, im Winter zu kalt, besonders wenn es regnet“; „das Wetter macht zu schaffen, dadurch Lohnausfall, der nicht vergütet wird“. Die Natur hinterläßt ihre Spuren, sie werden von ihr geformt: „Sie haben körperliche Arbeit, man sieht es ihnen am Gesicht an, daß sie schwer arbeiten müssen, sind knochig, abgearbeitet, stark, den ganzen Tag in Wind und Wetter“, sind „wettergebräunt, abgearbeitete Hände, ausgebildete Muskulatur, ewig Durst“, „abgearbeitet, weil sie im frühesten Alter anfangen mußten“. Sie sind von der Arbeit geprägt, ihr Körper, ihr Gesicht, ihre Hände, ihre Hautfarbe, und es ist schwer, sie einigermaßen abzustreifen: „Ich weiß nicht, wie ich mich abends sauber bekommen soll von Dreck und Speck“, und „Landarbeiter strömen immer einen Landgeruch aus“. Ihre Arbeit ist auch gefährlich, und zwar unmittelbar biologisch schädlich: „Die Berufsarbeit gefährdet die Gesundheit“, „muten sich mehr zu, als sie körperlich leisten können“; „wenn man so schwer arbeitet, ist man so schnell verbraucht, einfach fertig“; schwere Arbeit ist gefährlich, alles was über sieben Pfund wiegt, gehört verboten“. Man bekommt Krankheiten, Rheuma und Lungenentzündung vom Wetter.

Aber: „Es bleibt einem ja nichts anderes übrig“; „man muß arbeiten, um den Lebensunterhalt zu verdienen“. Man muß diese Situation einfach akzeptieren, so wie man die soziale Lage akzeptiert, so schlecht, so gefährlich sie ist, so hart man zu arbeiten hat.

In dieser Welt, in der die kleine Gruppe von Menschen gegen die übermächtige Natur steht, die von stärkstem äußeren Druck und von handgreiflicher Gefährlichkeit und körperlicher Bedrohung bestimmt ist, sehen sie sich als Menschen, die um Selbstbehauptung und ums bloße Überleben kämpfen. Sie sind echte Männer, die sich um Tod und Teufel nicht scheren dürfen, die in einer Situation, in der es hart auf hart geht, sich durchzusetzen haben, um ihre Existenz und die ihrer Familie zu sichern.

Sie setzen sich durch unmittelbare körperliche Aktion mit der Welt auseinander und sind darauf eingestellt: „Sind stark, mit kräftigen Armen“, „können zupacken“, „sind kräftig, hart, muskulös, viel Ausdauer“. Auch ihr Charakter ist von der Arbeit geformt und muß dieser Situation gewachsen sein: „Müssen aufrecht, gerade, verschwiegen sein“, „sind im Umgang ziemlich rauh, aber haben einen guten Kern“, „rauhe Menschen, aber trotzdem unbeschwert“, „sind ein bißchen rauh, meinen es aber nicht so, wie sie oft tun“, „sind abgehärtet, murren nicht leicht“. Sie sind schweigsam und hart.

Diese Menschen müssen arbeiten, sie fühlen, daß sie keine andere Wahl haben: „Spüren, daß sie zur Arbeit geboren sind“, „müssen immer schaffen, von früh bis spät“, „arbeiten auch noch nach Feierabend, um Geld zu verdienen“. Das

Hauptinteresse ist, Geld zu verdienen, „das haben sie immer zuwenig“, „tun ihre Arbeit, damit sie mit dem Verdienst ihre Familie ernähren können“. Sie müssen verdienen, weil sie wirtschaftliche Sorgen haben, die Entlohnung ist zu gering, die Steuern sind zu hoch. Am besten fühlen sie sich, wenn die Arbeit vorbei ist, „wenn wir sonntags unseren Ausspann haben“, „wenn es ein gutes Vesper gibt, Wurst, Bier, Korn“, „wenn wir Pause haben“, „wenn die Arbeit vorbei ist, wollen wir unser Geld und unsere Ruhe“. Oder sie gehen zum Sport: „Gewichtheben, Ringen, Schwerathletik“, oder sie gehen trinken: „wollen sich auch mal einen trinken“; „Arbeit macht Durst“, und einer kennzeichnet die Bauarbeiter: „Das sind die, die schon zum Frühstück Bier trinken.“ Viele wollen ein „Haus“, was ihnen wohl ein Symbol für Schutz vor der Natur ist und gewiß kein „Heim“ wie bei den höheren Schichten. „Sie fangen sogar selbst zu bauen an, die Kameraden helfen dabei.“

Es scheint so, als wäre ihre Identifizierung mit ihrem Beruf nicht besonders stark. Das trifft nicht ganz zu; sie ist vor allem anders als bei höheren Schichten. Dort identifiziert man sich mit der beruflichen Tätigkeit selbst, weil man etwas gelernt hat und beweist, wie geschickt man ist. Hier ist der Beruf ein Symbol für männliche Auseinandersetzung mit einer feindlich gesehenen Natur, für die eigene körperliche Kraft und Ausdauer, für das Schaffen auf einer Basis, auf der primitive körperliche Kraft und Widerstandsfähigkeit zählen.

So fühlen sie sich in männlicher Weise als Basis und als Träger der gesamten Gesellschaft. Sie sind die Pioniere, die das Leben und die Zivilisation erst möglich machen. Durch ihrer Hände Arbeit sorgen sie erst dafür, daß alle anderen existieren können. Ein sehr bewußter Stolz schwingt mit, wenn sie sagen: „Wir verrichten Arbeiten, die lebensnotwendig sind“; „wenn wir nicht Häuser bauen, wären wir alle Höhlenbewohner“; für die Ernährung sind sie wichtig, ohne sie gibts nichts zu essen“; „öffentliche Arbeiten geschehen für alle Menschen“; „Straßen- und Wohnungsbau sind doch das A und O eines jeden Staates“; sie „leisten Arbeiten, die nicht durch Maschinen zu ersetzen sind und die nur sie können“, und allgemein: „Sie sind nicht wegzudenken aus unserem Leben, der Arbeiter, egal, was er arbeitet, ist das Fundament des Staates.“

Sozial Verachtete (4%)

Berufe: Hilfs- und Gelegenheitsarbeiter wie Handlanger, Saisonarbeiter, Tagelöhner; ungelernete Arbeiter wie Zeitungsausträger, Parkwächter, Gepäckträger und Arbeiter, die sehr schwere und schmutzige Arbeit zu verrichten haben wie Steinbruch-Hilfsarbeiter, Kanalarbeiter und so weiter.

Diese Menschen sehen sich als einfache Leute, als „arme Schlucker“, die nichts gelernt haben, die aber auch leben wollen und „hart um ihr Geld kämpfen

müssen“. Sie fühlen sich herumgestoßen, getreten, von oben angesehen, wo sie doch die schwersten, die schmutzigsten, die unangenehmsten und die körperlich schädlichsten Arbeiten leisten müssen, die es gibt. Sie leben in großer wirtschaftlicher Not und kämpfen um ihre bloße Existenz von heute auf morgen in einer Welt, in der es ihnen an den Kragen geht, in der sie den Gewalten der Natur und der Verachtung der Gesellschaft hilflos ausgeliefert sind, aufgegeben von ihren Mitmenschen und ohne den Schutz der kleinen Gruppe der Kameraden, allein und auf sich gestellt. Sie existieren in zweifelhafter „Freiheit“ als Bodensatz der Gesellschaft, schon mit einem Bein außer ihr stehend, ohne festen Stand, in greifbarer Nähe zu denen, die auf die „schiefe Bahn“ gelangt sind.

Die Menschen dieser Gruppe nennen sich oft „einfache, bescheidene Leute“, „einfache Arbeiter, die schwer um ihr Brot kämpfen müssen“, „Hilfsarbeiter, die mehr arbeiten müssen wie jeder andere und schwerere Arbeit, eben alles, was anfällt“, oder auch bloß „arme Schlucker“, „auch so'n armer Hund“, „arme Schweine, die nichts gelernt haben“. Schon aus ihren Selbstbeschreibungen wird ersichtlich, daß sie sich hart am Animalischen sehen, daß sie sich wie Tiere — oder fast so — behandelt fühlen, die man zu schlechten Arbeiten nimmt, um die man sich aber sonst nicht kümmert: „Wichtig? Besonders wichtig sind's nicht. Werden aber gern vom Arbeitgeber genommen, weil sie weniger Lohn bekommen als die Facharbeiter.“

Sozial stehen sie ganz unten; sie fühlen drückend die ganze Last der Gesellschaft auf sich ruhen. Alle anderen Menschen stehen höher; sozial tiefer als sie gibt es — außer denen, die von der Gesellschaft ausgestoßen sind — niemand. Die „höheren Berufe“ beginnen schon beim Bauarbeiter, bei den Leuten, die etwas gelernt haben und in fester Arbeit stehen — und mehr oder weniger verhalten sich alle diese „höheren“ ihnen gegenüber gleich zurückweisend. Sie sind die Verachteten, die Leute, die nie und nirgends akzeptiert werden. Dies ist im Sozialen ihr Hauptproblem. Immer wieder beklagen sie sich über die Arroganz und die Hochnäsigkeit der „anderen“: „Man sieht den Dienstmann von oben an, beurteilt die Menschen nach ihrer Kleidung“, „die sehen auf uns herunter, bilden sich zu viel ein“; „schlecht ist, daß sie alle von oben herabsehen, aber daß die städtische Müllabfuhr so wichtig ist, denkt keiner“; „man ist halt dem Facharbeiter gegenüber im Nachteil“; „die können uns tyrannisieren, die so von oben herab tun, wir werden immer herumkommandiert“; „oben sind die Streber, die sich wichtig machen, die treten nach unten“.

Diese Feindseligkeit der „anderen“, „der Leute“, der Gesellschaft, ist fast das einzige Thema, wenn sie von ihrer Beziehung zu anderen Personen sprechen. Man werte sie nicht als Menschen, versage ihnen die Anerkennung, weil man glaubt, sie seien nichts wert: „Die Leute glauben, daß das nichts wert ist, so Hilfsarbeiter, weil sie schmutzige Arbeit ausführen“; „die meisten denken von

uns nicht gut, sie denken, wir wären Proleten“; „in Deutschland wird der Schwerarbeiter noch nicht geachtet, so weit haben wir uns noch nicht entwickelt“; „die Leute, das kann ich Ihnen sagen, die stellen Gelegenheitsarbeiter als arbeits-scheue Elemente hin“. Und woran liegt das? Die anderen kümmern sich eben nicht um sie, die anderen wissen nichts von ihnen und ihren Sorgen, weil es ihnen viel zu gut geht: „Die anderen verstehen ja den Arbeiter nicht, haben ja was sie brauchen“, „kümmern sich einen Dreck um uns“, „die meisten Leute haben gar keinen Dunst, was ein Bauarbeiter tut, werden über die Achsel angesehen“. Und im Extrem: „Kanalarbeiter? Die Leute wissen ja gar nicht, daß es so etwas gibt.“ Sie sind die Letzten, die Wertlosen, die Verachteten, über die man die „Nase rümpft“, wenn man ihnen nur begegnet, die im Schatten der Gesellschaft leben.

Diesem enormen sozialen Druck von oben, den die Menschen dieser Gruppe empfinden, steht eine nicht mindere Gefahr von „unten“ entgegen, sofern es ein „sozial tiefer“ überhaupt noch gibt. Sie leben hart am Rande der Gesellschaft, nahe bei den Ausgestoßenen, in unmittelbarer Nachbarschaft zum Verbrechen. Diebstahl, Betrug, Hintergehen, Durchstechereien sind greifbar nahe. Da ist „Kameradendiebstahl“; „einer zieht dem anderen den Lohn aus der Tasche“; „ist ein Verbrecher, ein Vergehen an Kindern, wie es heute fast an der Tagesordnung ist“. Ein Schritt nur, und man ist auf der schiefen Bahn, vollends draußen aus der Gesellschaftsordnung, der man jetzt schon nur halb angehört.

Die Art, wie diese Menschen über andere sprechen, zeigt sehr klar, daß sie einen sozialen Druck von äußerster Stärke spüren, der aber nicht konkretisiert wird, den sie nicht mit einzelnen Menschen oder besonderen Situationen in Verbindung bringen. Alles bleibt vage. Sie reden immer von „den Leuten“, „den anderen“, „den höheren“ in globaler, unspezifizierter Weise. Die Gesellschaft, der sie sich ausgeliefert fühlen, ist nur verschwommen vorhanden und wird kaum als irgendwie gegliedert erlebt. Ihr soziales Blickfeld ist äußerst begrenzt. Es bezieht noch nicht einmal die Kameraden ein, die mit ihnen arbeiten. Auch hier hören wir generalisierte Äußerungen. Auf die Frage nach den Kollegen sagt ein Hilfsarbeiter: „Im allgemeinen muß ich Trauriges feststellen, daß Kameradschaft in einem solchen Betrieb nicht vorhanden ist.“ Diese Menschen stehen als einzelne gegen die Gesellschaft, allein gegen die Masse.

Man muß sich fragen, auf welchen Umstand diese Leute ihre so handgreiflich erlebte, äußerst fatale gesellschaftliche Situation zurückführen. Die „Schuld“ sehen sie natürlich bei den „anderen“, die sich nicht um sie kümmern, die sie ausnutzen und gleichzeitig verachten. Aber es gibt doch ein Merkmal, das sie selbst besitzen und das am deutlichsten zeigt, daß sie nicht ganz oder nicht immer dazu gehören: „Ich habe nichts gelernt, keine Schulen und keine Prüfungen“, „sind Hilfsarbeiter, der muß eben alles machen was anfällt, was ein

gelernter Arbeiter nicht zu machen braucht, das ist doch unser Kennzeichen, da müssen Sie nur mal aufpassen“; die haben überhaupt keinen Beruf gelernt und können und wollen nicht lange auf einer Stelle bleiben“. Damit sagen sie, daß einen Beruf zu erlernen und ihn auszuüben ein Symbol ist, zur Gesellschaft zu gehören — wer keinen Beruf hat, nur Hilfsarbeiten erledigt oder nur gelegentlich arbeitet, gehört nicht zu den anderen. Selbst bei diesen Leuten stoßen wir also auf die Dominanz des Beruflichen für die soziale Placierung; man definiert sich über den Beruf, wenn man seinen Platz in der Gesellschaft bezeichnet.

Daß sie „keinen Beruf“ haben, keinen Beruf im üblichen Sinne wenigstens, ist, wie sie glauben, nicht ihre Schuld: „Das sind Menschen, die keine Gelegenheit hatten, einen Beruf zu erlernen, oder finanziell nicht konnten, nicht also weil sie zu dumm waren“; „ich konnte keinen Beruf lernen, wegen Nervensache“; „haben nichts gelernt, aber da ist das Geld schuld, das die Eltern nicht hatten“; „arme Schweine, die nichts gelernt haben, wofür sie aber selbst nichts können“.

Die Welt, in der sie leben, ist gekennzeichnet von ähnlichem Druck und von ähnlicher Feindseligkeit, wie wir es im Bild des Sozialen schon gefunden haben. Sie ist auch ähnlich wie dieses auf die unmittelbare, greifbar vorhandene und realistisch gesehene Umgebung begrenzt. Das Thema ist hier: „Der Einzelne gegen die Naturgewalten.“ Was sind ihre Hauptprobleme? „Immer der Witterung ausgesetzt, allzuviel Alkoholgenuß, weil sie sich nicht beherrschen können“; „in der Kälte holen sie sich ernstlich was weg, weil sie nicht richtig angezogen sind“; „die Leute liegen Tag für Tag im Dreck, Wind und Wetter ausgesetzt“. Unter „Natur“ wird hier etwas anderes als bei der unteren Unterschicht verstanden; sie ist angefüllt mit Schmutz, Staub, „üblen Gerüchen“ — und sie ist nicht nur extrem gefährlich, sondern sie greift buchstäblich an. Man erkennt diese Leute nicht nur an ihren „harten, schwierigen Händen“, sondern gerade an den „Verletzungen, die berufsbedingt sind“. In dieser Welt müssen sie die schwersten und die unangenehmsten Arbeiten verrichten, die „Drekarbeiten“, ohne daß man sie dafür entsprechend belohnt. Sie fühlen sich ausgenutzt und ausgebeutet, erhalten einen „Spottlohn“, sind „einfach ein Sklave“. Dabei müssen sie rigoros alles einsetzen, was sie haben, nämlich ihre körperliche Kraft und ihre Gesundheit. Sie setzen die Substanz aufs Spiel, und am allerschlechtesten ist, „wenn sie verunglücken und nicht mehr arbeiten können“.

Sie selbst sehen sich als Menschen, die solch einer schweren Situation nicht gewachsen sind, die sich schwach fühlen und unstabil. Es ist so, als ob sie umhergetrieben würden in dem meist hoffnungslosen Versuch, Schutz und Erleichterung zu finden, selbst wenn dies positiv formuliert wird: „Sie lieben die Freiheit, wollen nicht in die Fabriken“, „die Arbeit ist abwechslungsreich, weil wir die Arbeitsstelle öfter wechseln“. Letzten Endes hängt doch alles von Ge-

gebenheiten ab, die sie nicht kontrollieren können und deren Auswirkungen sie eben zu spüren bekommen wie das Wetter oder die Jahreszeit: „In der Saison verdienen sie viel Geld, im Winter müssen sie stempeln. In der Saison sind sie recht leichtlebig, im Winter hält es schwer“.

Die Bindung zur Tätigkeit ist schwach, sie müssen eben arbeiten, es bleibt ihnen nichts anderes übrig, weil sie sonst verhungern; dann müssen sie alles tun, was die anderen nicht wollen. Die Arbeit ist so schwer, daß sie froh sind, wenn sie irgendwie erleichtert wird: „Platten heimfahren ist das Schönste, da hat man den Kopf nicht so angestrengt, das ist eine leichte Arbeit“. Das Denken ist ebenso schwer und mühsam wie die Handarbeit, und sie sind „immer ein wenig denkfaul zur Arbeit“. Erleichtert sind sie, wenn die Arbeit unterbrochen wird oder wenn Sonntag ist. Dann „trinken sie ab und zu über den Durst“, „können kein Geld halten, ist auch zuwenig“. Und die Interessen? „Am liebsten nichts oder sehr wenig, am liebsten tun wir nichts.“ Aber dazu haben sie keine Zeit, ihre Probleme sind: „zu schwer tragen, zuviel rauchen, zuviel trinken, zuviel lieben“.

Der Zufall spielt in ihrem Leben eine große Rolle. Zufällig haben sie nichts gelernt, zufällig stehen die anderen höher, zufällig arbeiten sie hier und da. Der Zufall nur kann sie noch retten, die Hilfe wird von außen erwartet.

Und doch gibt es ein Band zur Gesellschaft, ein dünnes Band, mit dem sie gerade noch mit ihr zusammenhängen. Es ist nur eine Situation: Die Verbindung fühlen sie dann, wenn sie gerade arbeiten. Ihre Arbeit, empfinden sie, ist konstruktiv und wird, wenigstens von einigen, anerkannt, wenngleich sie selbst, als Menschen, wertlos sind. „Einer muß die Dreckarbeit ja machen“; „sind wichtig für die Sauberkeit der Städte“; „ohne die Hilfsarbeiter können auch die Maurer nicht arbeiten“, und man hört sogar: „Für den gesamten Aufbau der Wirtschaft sind diese Leute unentbehrlich“, „Betriebe sind auf den Hilfsarbeitern aufgebaut“. Wenn sie arbeiten, zahlen sie Steuern und reden davon ausführlich — sie müßten abgeschafft oder verringert werden —, aber das scheint doch auch ein Hinweis darauf zu sein, daß sie sich in diesem Punkt nicht von anderen unterscheiden. Steuern zahlen ist etwas, was sie mit allen anderen gemeinsam haben, die arbeiten.

Sie empfinden ihre Lage als so aussichtslos, sich selbst als so ausgebeutet und schwach, als so ausgeliefert den feindseligen Kräften der Natur und der Gesellschaft, von denen sie wie ein Spielball hin und her geworfen werden, daß sie nur noch fähig sind, auf ein Minimum zu hoffen, auf ein bißchen Sicherheit und auf einen festen Platz: „Wenn sie finanziell gesichert sind und eine feste Arbeit haben, viel mehr wollen sie nicht.“ Es bleibt eine vage Hoffnung auf Hilfe von anderen: „Sie sollen die Schwächeren unterstützen“, und „sie sollen den armen Teufel, der nichts lernen konnte, der ja nichts dafür kann, nicht vergessen“.

Einige Anmerkungen

In dieser Studie haben wir einige Eigenarten der verschiedenen sozialen Schichten in Deutschland analysiert und beschrieben, so wie sie von den Angehörigen dieser Schichten selbst erlebt werden. Dies haben wir das „soziale Selbstbild“ oder das „soziale Selbst-Image“ genannt. Wir sind hierbei von der Oberschicht über die verschiedenen Schichten und Teilgruppen der Mittelschicht zu den einzelnen Schichten der Unterschicht fortgeschritten und haben zuletzt noch das Selbstbild der „sozial Verachteten“ am Boden der Gesellschaftsordnung beschrieben. Wir haben sieben soziale Schichten behandelt und die beiden mittleren und zahlenmäßig größten noch in je zwei Untergruppen unterteilt.

Da wir an Selbst-Images interessiert waren, wurden die sozialen Schichten durch das Verfahren der sozialen Selbsteinstufung bestimmt. Hierfür haben wir ein Instrument entwickelt, das wir SSE nennen. Es arbeitet mit Berufssymbolen. Auch unsere Beschreibungen geben im wesentlichen berufliche Aspekte, das Arbeitsverhalten und Arbeitsinteressen wieder. Obgleich wir das berufliche Image ausgedehnt haben auf das allgemeine Weltbild, wird hierdurch doch nur ein Ausschnitt aus der komplexen Ganzheit des sozialen Selbstbildes erfaßt, wenn auch ein in unserer Gesellschaft sehr wesentlicher Aspekt. Besonders bei der Oberschicht hat der Berufsaspekt aber geringere Bedeutung, da hier der Beruf an sich nicht die entscheidende Wirkung auf den Lebensstil hat wie in anderen sozialen Schichten. Im geringeren Maße trifft dies auch für die obere Mittelschicht zu. Bei den darunterliegenden Schichten überspielen die Berufsgesichtspunkte in sozialer Hinsicht wahrscheinlich völlig viele andere, wie Familienherkunft oder Status von Geschwistern. Im allgemeinen sind Lebensstil und Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen Schichten in starkem Maße von dem erreichten Berufsstatus abhängig. Deshalb erschien es uns sinnvoll, auch die Einstellungen der obersten Prestigegruppen zum Beruf vorzutragen, um an diesem Beispiel etwas über die Wertsysteme und Orientierungen von Menschen der höchsten sozialen Schichten darzulegen.

Wir wollen weiterhin anmerken, daß sich unsere Studie mit Kerngruppen und den zentralen Werten in jeder sozialen Schicht und ihren Untergruppen beschäftigte. Jede Schicht umfaßt natürlich auch Menschen, deren Zugehörigkeit zu ihr weniger konsistent und weniger klar ist. Dies reicht von den „individuellen“ Variationen über die mobilen und also neuen Mitglieder (die sich noch nicht völlig mit den Werten der neuen Schicht identifizieren) bis zu den Personen am „Rand“ („marginal men“), die sich entweder wegen der besonderen Art ihres gesellschaftlichen Kontaktes oder wegen ihrer Zurückweisung durch die Gesellschaft nicht wirklich und ganz einer sozialen Schicht zugehörig fühlen — oder von der Gesellschaft als nicht zugehörig betrachtet werden.

Schließlich wollen wir andeuten, daß die Gliederung der unteren Mittelschicht und der oberen Unterschicht in einen „industriellen“ und einen „nicht-industriellen“ Teil in dieser Form eine neue und komplexe Betrachtungsweise darstellt. Zum Teil mag zwar der Unterschied zwischen beiden Teilgruppen beeinflusst sein durch die gegenwärtige Prosperität unserer industriellen Wirtschaft und durch den Druck, den eine wachsende Industriegesellschaft auf nicht-industrielle Gruppen ausübt. Wir können deshalb erwarten, daß sich die Einstellung einiger Industriearbeiter und sicherlich ihr Vertrauen in die Zukunft und ihr selbstsicherer Optimismus sehr stark ändern würden bei einer wirtschaftlichen Depression oder bei hoher Arbeitslosigkeit. Jedoch wird dadurch der Unterschied im Kern nicht getroffen. Wir glauben, daß sich die Industriearbeiter der gesamten Gesellschaft und ihren Institutionen gegenüber anders orientieren, weil sie Mitglieder der industriellen Hierarchie sind. Daher meinen wir auch, daß die vorgeschlagene Gliederung nicht nur Augenblicksbedeutung hat, sondern daß die Einstellungen dieser Menschen beeinflusst werden durch den beruflichen Unterschied. Bei späteren Untersuchungen sollten die Tiefe und die Dauer dieser Trennung sorgfältig geprüft werden, wie auch die Werte, die beiden Teilgruppen der unteren Mittelschicht und der oberen Unterschicht gemeinsam sind.

Bibliographie

- (1) B. Barber, *Social Stratification*, New York: Harcourt, Brace & Co., 1957.
- (2) R. Centers, *The Psychology of Social Classes*, Princeton: Princeton University Press, 1949.
- (3) B. Gardner und D. Moore, *Human Relations in Industry*, Homewood/Ill.: Richard D. Erwin, 1950. Deutsch: *Praktische Menschenführung im Betrieb*, Köln und Opladen: Westdeutscher Verlag 1957.
- (4) A. Hollingshead und F. Redlich, *Social Class and Mental Illness*, New York: John Wiley & Sons, 1958.
- (5) J. Kahl, *The American Class Structure*, New York: Rinehart & Co., 1957.
- (6) G. Kleining, *Die Bedeutungs-Analyse. Ein Verfahren der qualitativen Absatzforschung*, in: *Zeitschrift für Markt- und Meinungsforschung*, 2., 1958/59, 1 und 2.
- (7) Ders., *Die Idee des „echten Mannes“ in Deutschland*, in: *Psychologie und Praxis*, 3, 1959, 2.
- (8) Ders., *Zum gegenwärtigen Stand der Image-Forschung*, in: *Psychologie und Praxis*, 3, 1959, 4.
- (9) K. Lewin, *Principles of Topological Psychology*, New York und London: McGraw Hill & Co., 1936.
- (10) H. Moore und G. Kleining, *Das Bild der sozialen Wirklichkeit. Analyse der Struktur und der Bedeutung eines Images*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, XI, 1959, 3.
- (11) R. E. Park, *Human Migration and the Marginal Man*, in: *American Journal of Sociology*, 33, 1927/28, S. 881—893.
- (12) L. Warner, M. Meeker und K. Eells, *Social Class in America*, Chicago: Science Research Ass., 1949.
- (13) L. Warner und P. Lunt, *The Social Life of a Modern Community*, New Haven/Conn.: Yale University Press, 1941.

- (14) L. Warner und P. Lunt, *The Status System of a Modern Community*, New Haven/Conn.: Yale University Press, 1942.
- (15) L. Warner und L. Srole, *The Social Systems of American Ethnic Groups*, New Haven/Conn.: Yale University Press, 1945.
- (16) L. Warner und J. O. Low, *The Social System of the Modern Factory. The Strike: A Social Analysis*, New Haven/Conn.: Yale University Press, 1947.
- (17) L. Warner, *The Living and the Dead. A Study of the Symbolic Life of Americans*, New Haven/Conn.: Yale University Press, 1959.

Anmerkungen

¹ Das Instrument wurde von *Gerhard Kleining* konstruiert unter Verwendung von Anregungen aus Arbeiten von *Lee Rainwater* und *Social Research Inc.*, Chicago, in den Vereinigten Staaten. Bei der Bearbeitung haben sich *Peter Schönbach*, *Hans Sittenfeld* und *Ludolf Reetz* verdient gemacht. Copyright angemeldet.

² Es handelt sich um vier Bevölkerungsumfragen mit 3325, 6092, 5941 und 5814 Interviews, einem repräsentativ nach dem Random-Verfahren ausgewählten Querschnitt der Wohnbevölkerung im Bundesgebiet im Alter zwischen 16 und 65 Jahren. Die Feldarbeit wurde vom DIVO-Institut Frankfurt unter der technischen Leitung von *Heinz Löchner* durchgeführt.

³ Zum Sample siehe Anmerkung 2.

⁴ Auf die Oberschicht trifft in besonderem Maße zu, was über die Verwendung des beruflichen Selbstbildes zur Demonstration des sozialen Selbstbildes gesagt wurde. Sie definieren sich nicht in erster Linie über ihren Beruf, sondern stehen „über“ ihm, wie sie über der Masse der Menschen stehen. Angehörige der Oberschicht sind deshalb auch weniger gut als andere Personen durch das SSE zu erfassen. Unsere Befragten zählen sich zu den Berufen mit höchstem Prestige; ihr Selbstbild ist verschieden von dem der Angehörigen der oberen Mittelschicht, und sie vermögen so einen Eindruck zu vermitteln von dem, was man bei „echten“ Oberschichtspersonen, die ja durch Umfragen schwer zu erfassen sind, zu erwarten hat.